

4 „Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats“: Die Internierungserfahrung von deutschen Zivilisten in Frankreich, 1914–1918

Der größte Unterschied zur Internierung in Großbritannien war die Entscheidung der französischen Regierung von Beginn des Krieges an auch Frauen, Kinder und Ältere zusammen mit den Männern zu internieren.¹ Jean-Noël Grandhomme hat argumentiert, dass diese Entscheidung mit einem Verwischen der Trennlinien zwischen Zivilisten und Kombattanten zusammenfiel.² Frankreich betrachtete Zivilisten eher als potenzielle Feinde und nicht als Zivilisten. Die elsässische Bevölkerung, sowohl in Deutschland als auch Frankreich, vor, während und nach dem Krieg ist emblematisch für die Vereinfachung solcher, eigentlich komplexer, Identitäten. Während zahlreiche Varianten an elsässischer, deutscher oder französischer Identität in dieser Bevölkerungsgruppe existierten, wurden sie im Frankreich als ausnahmslos französisch und in Deutschland als eindeutig deutsch betrachtet. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die elsässische Identität zu dieser Zeit auch eine Fülle an Studien inspiriert hat, die sich mit dieser Komplexität befassen.³ Die Erforschung der „ethnisch“ Deutschen in Frankreich wiederum ist bislang mager ausgefallen, vor allem im Vergleich zu Großbritannien. Während Historiker wie Grandhomme und Ronan Richard zu diesem Forschungsfeld beigetragen haben, ist die Erforschung der Internierung von deutschen Staatsbürgern in Frankreich, allen voran wegen ihrer Struktur, hauptsächlich regional geblieben. Sowohl Grandhomme als auch die Historikerin Mareike König stimmen überein, dass dieses Feld nicht so intensiv untersucht wurde wie andere.⁴ Im Kontext neuer, globaler Studien sind mittlerweile zwar Kapitel über Frankreich auch auf Deutsch erschienen, allerdings bleibt Jean-Claude Farcys Buch über die Internierungslager in Frankreich die einzige nennenswerte Monografie auf dem Feld, obwohl sie in den 1990ern erschien.⁵ Auch wenn das vorliegende Buch allein aufgrund seines komparativen Charakters nicht beanspruchen kann, als gleichwertige Monografie zur französischen Internierung zu fungieren, werden die Quellen

¹ Aufgrund verschiedener Einschränkungen wie Platz und Quellenlage, wird dieses Kapitel hauptsächlich die Perspektive von Frauen analysieren und nicht die von Kindern oder Älteren.

² Grandhomme, „Finistère“, 793.

³ Siehe als Beispiele: Katharina Vajta, „Gravestones speak – but in which language? Epitaphs as mirrors of language shifts and identities in Alsace“, *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 39:2 (2018), 137–154; Alison Carrol, „Wine Making and the Politics of Identity in Alsace. 1918–1939“, *Contemporary European History*, 29:4 (2020) 380–393.

⁴ Grandhomme, „Finistère“, 792; König, „Brüche“, 10.

⁵ Stibbe, *Internment*; Bauerkämper, *Sicherheit*; Farcy, *Camps*.

doch zeigen, dass noch viel über die Einzigartigkeiten der französischen Internierung herauszufinden ist.

So wurden praktisch keine Erfahrungsberichte von Frauen in Großbritannien zu dieser Zeit gefunden, während für Frankreich alleine zwischen 1915 und 1918 mehr als ein halbes Dutzend weiblicher Erfahrungsberichte erschienen.⁶ Diese Imbalance macht gerade vor dem Hintergrund der Internierungslager als gegendernten Ort den Vergleich mit Großbritannien erstrebenswert. Dort waren schließlich nur Männer interniert gewesen, schließt man die Lager in anderen Teilen des Empires nicht mit ein. Dieser vergleichende Ansatz wird also trotz der geringen Quellenlage und Literatur zu dem Thema auch noch weitere, größere Unterschiede zwischen der Internierung in Frankreich und in Großbritannien zeigen. Das betrifft sowohl Erfahrungen als auch Zeitalüfe.

Was die Zeitalüfe betrifft, ist es auch hier wichtig den strukturellen Rahmen der Internierung in Frankreich zu skizzieren. Es entschieden sich zwar beide Länder der Feindstaatenangehörige weg von den Frontverläufen zu internieren, in Großbritannien startete dies aber erst im großen Maßstab ab Mai 1915. Frankreich wiederum hatte bereits drei Wochen nach Kriegsbeginn 26.500 Menschen interniert.⁷ Farcy geht in seinen Schätzungen sogar so weit zu behaupten, dass Frankreich bis Ende 1914 bereits 45.000 Feindstaatenangehörige interniert hatte.⁸ Diese Zahl ist besonders beeindruckend, vergleicht man sie mit neueren Schätzungen, die, wie Matthew Stibbe, von 60.000 internierten Zivilisten während des gesamten Kriegsverlaufs ausgehen.⁹ Während also Großbritannien noch länger mit dem Konzept der Internierung haderte und sich erst nach Ausschreitungen zu diesem Schritt entschloss, begann die Internierung in Frankreich früher und war weitreichender. Auch Gewalt brach früher aus und zwar mit einer Intensität, wie sie in Großbritannien erst mit dem Sinken der *Lusitania* um sich greifen würde. Genauso begann die Repatriierung von Internierten früher, erreichte die Internierung von Frauen und Kindern mit deutscher Staatsbürgerschaft ihren Höhepunkt direkt nach Kriegsbeginn, war aber gegen Ende des Jahres bereits fast vorbei.¹⁰ Für die männlichen Internierten im Alter zwischen 16 und 45 Jahren dauerte die Internie-

⁶ Albert Schramm und Hans Bockwitz (Hg.), *Mitteilungen 1921*, 1 (1921), 33–39.

⁷ Farcy, *Camps*, 127–129.

⁸ Farcy, *Camps*, 127–129.

⁹ Stibbe, *Internment*, 81.

¹⁰ H. H., „Eine deutsche Lehrerin als ‚Zivilgefangene‘ in Frankreich“, *Die Lehrerin*, 36 (1915), 276; Dora Coith, *Kriegsgefangen. Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich* (Leipzig: Hesse & Becker, 1915), 55; Köbner, *Kriegsgefangen*, 210–211; Schaarfshmidt, *Erlebnisse*, 52. Einige Frauen waren auch 1917 noch interniert. Siehe: Thomas Ferrer, „Femmes et enfant. Une vraie présence. singularité“, in *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 156.

rung ähnlich lange wie in Großbritannien oder wurde durch einen Austausch, hauptsächlich in die Schweiz, verkürzt.¹¹ Abkommen, die 1916 und 1918 geschlossen wurden, erlaubten vielen Internierten aus dem ganzen Land diese Reise in die Schweiz.¹²

Was die Strukturen innerhalb der Lager betrifft, so bietet Rainer Pöppingheges Analyse von Lagerzeitungen erneut einen guten Einblick: in Frankreich wurde, bis auf der Île Longue, keine Zeitung etabliert und alle Zeitungen die hervorkamen, verschwanden schnell wieder.¹³ Vergleicht man diesen Befund mit der Tatsache, dass in Großbritannien die Lager Stobs, Knockaloe und Alexandra Palace spezifische Lagerkulturen über Lagerzeitungen zum Kampf gegen schädliche Effekte der Internierung etablierten, wird diese Imbalance noch deutlicher. Da diese Strukturen, wie im vorangegangenen Kapitel deutlich wurde, wichtig für die mentale Gesundheit der Internierten waren, ist Frankreich ein guter Kontrast im Vergleich. Das heißt natürlich nicht, dass Strukturen in den Lagern in Frankreich generell fehlten; sie entwickelten sich aber aufgrund der anderen Umstände in einem kleineren Ausmaß. Um die 75 verschiedene Lager verschiedener Ausprägung und mit verschiedenen Zwecken wurden in Frankreich errichtet und selbst diese hohe Zahl ist umstritten. Farcy zählt 74 Lager, doch werden an anderer Stelle Lager wie in Boulogne-sur Mer erwähnt, die er nicht mit in seine Liste aufgenommen hat.¹⁴ Neuere Forschungen durch Ronan Richard gehen wiederum von 75 Lagern zwischen 1914 und 1920 aus, nehmen aber wiederum Lager aus Farcys Liste nicht mit auf.¹⁵ Welche Zahl richtig ist, ist an dieser Stelle nicht wichtig, wichtig ist, dass dies das Fehlen einer zentralen Übersicht, Chaos und die Notdürftigkeit einiger Lager hervorhebt. Exakte Zahlen zu benutzen wäre in diesem Fall also fast schon artifiziell. Stibbe geht trotz seiner klaren Zählennennung auf diese Probleme ein, wenn er in seiner Studie schreibt, dass es in Frankreich „bis 1918 kaum zur Erschaffung einer vollfunktionsfähigen Lagerstruktur kam“.¹⁶

So gab es also ungefähr 75 Zivillager von verschiedener Größe, mit verschiedenen Zwecken und einer unterschiedlichen demographischen Zusammensetzung. Diese Lager können weiter unterschieden werden anhand von sozioökonomischen Faktoren, Geschlecht, Religion und anderen wichtigen Trennlinien wie Ethnizität

¹¹ Stibbe, *Internment*, 116–118.

¹² Grandhomme, „Finistère“, 806.

¹³ Pöppinghege, *Lager*, 322–323.

¹⁴ Farcy, *Camps*, 135; Stibbe, *Internment*, 86; Laurent Morival, „Les dépôts d'internement civil en Vendée. 1914–1919“, *Annales de Bretagne et des pays de l'Ouest*, 105:1 (1998), 94.

¹⁵ Ronan Richard, „Garison dans le paysage des camps d'internement français. Entre Normalité et singularité“, in *Être prisonnier civil au camp de Garison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 28.

¹⁶ Stibbe, *Internment*, 82.

oder Nationalität, welche die Erfahrung der Internierung entscheidend prägten. Zusammen mit der limitierten Anzahl an Quellen ist der Blick dieses Kapitels daher kein umfassender. Der bestehende *Bias* der Quellen selbst kommt zu der unsicheren Lage noch hinzu, waren Frauenberichte überrepräsentiert, jüdische Berichte unterproportional repräsentiert oder spielen nicht aktiv in ihre Erfahrung mit hinein, wie im Falle von Gertrud Köbner. Köbner selbst ist nicht einfach zu fassen. So gibt es außerhalb ihres Erfahrungsberichts weitere Veröffentlichungen, die sie mit ihrem Mann Richard Köbner verfasst hat, Hélène Leclerc schließt allerdings auf Grundlage der offiziellen Dokumente auf einen Ehemann namens Eduard John, einem Publizisten.¹⁷ Woher diese Divergenz kommt, sei es durch zwei Frauen mit dem gleichen Namen und daraus resultierenden Fehlern in Zuweisungen, kann nicht endgültig geklärt werden. Daher bleibt auch Köbner selbst in Teilen ein Mysterium. Wie im vorangegangenen Kapitel werden allerdings Cluster an Erfahrungen, welche die Internierten in ihren Berichten gemein hatten, helfen, größere Erfahrungsnarrative zu identifizieren. So bezeichnete Rainer Pöppinghege beispielsweise im Kontext der Lagerzeitungen die Behauptungen exzessiver französischer Gewalt als überzogen dargestellt, wahre „Kompendien des Schreckens, die alle nur denkbaren Arten der Gefangenenniederhandlung aufführten und den Barbareivorwurf auf einen seiner Urheber zurückprojizierten“.¹⁸ Allerdings ist die Frage wichtiger, warum Gewalt so viel präsenter in den Erfahrungsberichten war als in Großbritannien.¹⁹

Einem ähnlichen Ablauf wie im Großbritannien-Kapitel folgend, werden erst die Erfahrungen des Kriegsausbruches und des Weges zur Internierung geschildert. Hierbei wird eine fehlende Unterscheidung zwischen Mobilisierung und Kriegserklärung deutlich. Wie stark der Diskurs um nationale Identität schon verhärtet war und welche Folgen diese Undurchlässigkeit hatte, wird hier ebenfalls anschaulich nachverfolgt. Danach geht es um die Erfahrung der Internierung selbst, wobei Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Frankreich und Großbritannien herausgearbeitet werden. Ergänzend, in einem eigenen Unterkapitel, wird auf die spezifische Stellung der elsässischen Internierten eingegangen, befanden sie sich doch diskursiv zwischen beiden Identitäten. Auch Geschlechterunter-

¹⁷ Hélène Leclerc, „Diaries of Women in Captivity. The Internment of German and Austrian Civilians during the First World War as Depicted in the Testimonies of Gertrud Köbner, Helene Schaarschmidt and Helene Fürnkranz“, *Revue belge de philologie et d'histoire* 98:3 (2020), 643–644.

¹⁸ Pöppinghege, *Lager*, 111.

¹⁹ Köbner, *Kriegsgefangen*, 5; Auburtin, *Frankreich*, 22; Helene Fürnkranz, *In Französischer Kriegsgefangenschaft. Momentaufnahmen aus dem Leben einer Austro-Boche-Familie in Paris, Flers (Normandie), Garaison (Pyrenäen)* 2nd edn., (Aarau: unknown, 1915), 5.

schiede werden beleuchtet. Am Ende wird auch hier das Verlassen der Lager bis November 1918 noch einmal aufgegriffen.

4.1 Der Ausbruch des Krieges und der Weg zur Internierung

Wie in Großbritannien, kam der Kriegsausbruch für viele deutsche Staatsbürger überraschend; viele „ethnisch“ Deutsche machten zu dieser Zeit Urlaub in Frankreich oder hatten über den Sommer Frankreich in Richtung Deutschland verlassen.²⁰ Die meisten der Künstler, die sich sonst im franko-deutschen Kunsttreffpunkt, dem Café du Dome, aufhielten, waren in Deutschland als die Nachricht der Mobilmachung sie ereilte. Künstler wie Ernst Matthes, Walter Alfred Rosam oder Albert Weisgerber fanden sich in Deutschland wieder, traten in die Armee ein und fielen genauso, wie es der Sohn des naturalisierten Bankers Bruno von Schröder tun würde.²¹ Doch auch wenn der Kriegsausbruch selbst überraschend kam, war eine Sache schon länger antizipiert worden: Falls es zu einem Krieg kommen würde, wäre eine franko-deutsche Konfrontation um einiges wahrscheinlicher als eine deutsch-britische. Auch wenn die Beziehungen zwischen Großbritannien und dem Kaiserreich in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gelitten hatten, waren sie bei weitem nicht so schlecht gewesen, wie die franko-deutschen Beziehungen. Diese Animosität hatte sich, wie von einigen Historikern argumentiert wird, über Jahrhunderte entwickelt und hatte ihren letzten Höhepunkt im Deutsch-Französischen Krieg von 1871 gefunden.²² Der Revanchismus und die kulturell-historische Abneigung sowohl in Frankreich als auch in Deutschland machten einen Krieg zwischen den beiden zwar nicht unausweichlich, aber wahrscheinlich. In Frankreich sah die kritische *Pariser Zeitung* bereits vier Tage vor der Mobilisierung eben genau diese Verbindung:

Wenn der Krieg ausbricht, dessen Möglichkeit heute niemand mehr bezweifelt, wenn französische und deutsche Heere sich aufeinanderwälzen sollten, so geht es nicht um eine deutsch-französische Frage. Frankreich und Deutschland sollen um der Serben willen die Waffen ergreifen!²³

²⁰ Paul Madsack, *Vae Victis. Meine Erlebnisse in Spanien und Frankreich während des Weltkrieges* (Leipzig: Klinhard & Biermann, 1918), 1; Hilda Schuon, *Erlebnisse einer deutschen Civilgefangenen in Frankreich. Aus dem Tagebuch* (Metzingen: Köllreuter, 1915), 1; Coith, *Kriegsgefangen*, 7.

²¹ Kampka, *Café*, 70, 88, 108.

²² Ewa Herfordt, et al., „Stationen Einer ‚Erbfeindschaft‘“, *Forschung*, 30:2 (2005), web.

²³ „Für den Frieden. Frankreich und Deutschland“, *Pariser Zeitung*, 29. Juli 1914, 1.

Während also in Großbritannien der vormals noch offener Diskurs die Hoffnung auf Neutralität befeuerte, hatte ein verhärteter Diskurs bereits zu der Schlussfolgerung geführt, dass im Falle einer Mobilisierung eine Konfrontation unausweichlich wäre. Angriffslustige Einstellungen zwischen Deutschen und Franzosen waren in der Zeit davor bereits bemerkbar gewesen.²⁴ Viele Erfahrungsberichte sprechen von Vorahnungen bezüglich eines herannahenden Krieges, wie beispielsweise der Bericht von Anna Vervier:

Obwohl die Zeitungen beunruhigende Gerüchte brachten, ließen sich die Damen die den Französinnen eigene, sorglose Heiterkeit nicht schmälern. Doch beobachtete ich gegen Ende des Monats stets Gruppen von Herren, einander Zeitungen bietend und heftig debattierend. Da mit einem Male kam die Kriegserklärung.²⁵

Vervier hatte im August 1914 seit drei Jahren in Frankreich gelebt und für eine französische Familie gearbeitet. Zwei Wochen nach Frankreichs Kriegserklärung befand sie sich bereits auf dem Weg zu einem Internierungslager in Périgueux. Während ihre Beschreibungen an den später berühmt gewordenen Tanz auf dem Vulkan erinnern, muss man diese Einschätzung mit Vorsicht genießen. Da Verviers Bericht die französische Bevölkerung als generell negativ zeichnete, ist es nicht gesichert, ob sie wirklich diese Vorahnung im Vergleich zu den französischen Damen früher herauskristallisierte. Wird diese Einschätzung mit weiteren, eher freundlich gesinnten Berichten verglichen, wirkt es wenigstens wahrscheinlich, dass die „ethnisch“ deutsche Bevölkerung, konstant mit dem deutsch-französischen Konflikt konfrontiert, zumindest das Gefühl hatte, eine erhöhte Wahrnehmung in diesem Bezug zu haben.²⁶ Gertrud Köbner schloss rückblickend auf die Zeit vor der Mobilmachung Frankreichs:

Als am 28. Juni die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers [...] nach Paris drang, da gab es viele Kassandrastimmen, die böse Prophezeiungen [sic], an die damals natürlich kein Mensch glauben wollte, ertönen ließen. Und doch zogen sich die Wolken am politischen Himmel immer schwärzer und schwärzer zusammen. Vergeblich schaute alles nach einem lichteren Hoffnungsstrahl aus. [...] [Als] wir – mein Mann und ich – des Abends in einem Boulevard-Café saßen und in das Menschengewühl blickten, das sich um die Extrablätter schlug, die neben der Freisprechung Madam Caillaux', um die sich keiner

²⁴ Siehe: Reiner Marcowitz, „Attraction and Repulsion. Franco-German Relations in the ‚Long Nineteenth Century‘“, in Carine Germond und Henning Türk (Hg.), *A History of Franco-German Relations in Europe. From ‚Hereditary Enemies‘ to Partners* (London: Palgrave MacMillan, 2008), 13.

²⁵ Anna Vervier, *Meine Erlebnisse in der französischen Gefangenschaft zu Périgueux* (Würzburg: Frankfurter Gesellschaftsdruckerei, 1914), 5.

²⁶ Coith, *Kriegsgefangen*, 11–12; Auburtin, *Frankreich*, 19–20; Hoeßl, *Gefangene*, 5; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 7.

kümmerte, die Nachrichten von jenseits der Vogesen enthielten, da durchdrang uns das Gefühl des großen historischen Augenblicks, den wir durchlebten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich der Gedanke; hier, jetzt in diesem Moment, stehst du vor einem Wendepunkt in der Geschichte! Diesen Wendepunkt erlebe ich im Feindesland²⁷

Das Gefühl war da, aber wer wann dieses Gefühl hatte, konnte sich unterscheiden. Auch wird in Köbners Eintrag deutlich, dass nicht alle die Hoffnung auf einen Frieden aufgegeben hatten. Auch Hugo Ringer, der seit Mitte Juli in Amiens arbeitete, stellte fest: „Bedrohliche Wolken zogen gegen Ende des Monats am politischen Horizont auf. Aber jeder hoffte, dass dieser Sturm sich ohne Entladung auflösen würde.“²⁸ Wie kompliziert diese Stimmung war, wird deutlich, verfolgt man Köbners Bericht bis zum 30. und 31. Juli. So schrieb sie am 30.:

Alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ist noch nicht aufgegeben, aber der Augenblick, den wir durchleben ist tragisch. Um 12 Uhr mittags erreicht uns die Nachricht, daß die Mobilisierung in Deutschland beschlossene Sache sei, und daß wir hier in Frankreich nur auf Bestätigung der Schreckensstunde warten. Plötzlich wird die Nachricht der Mobilisierung bestätigt. Wir atmen auf: ein Hoffnungsschimmer!²⁹

Dieses Hoffen entgegen aller Hoffnung wurde am folgenden Tag noch einmal deutlicher, als sie notierte: „Alle Anzeichen sprechen für den baldigen Ausbruch des Krieges, aber keiner wagt an das Furchtbare zu glauben.“³⁰ Wie die einem herannahenden Gewitter blieb also trotz der dunklen Wolken, wie sie sowohl Ringer als auch Köbner für ihre Bildsprache nutzten, die Hoffnung bestehen, doch sie würden sich nicht auflösen. Als einen Tag später, am 1. August, die Mobilisierung Frankreichs begann und am 3. August die Kriegserklärung folgte, fanden sich alle deutschen Staatsbürger in genau diesem antizipierten Kriegssturm gefangen.

Im Vergleich zu Großbritannien reagierten die deutschen Staatsbürger ähnlich auf diese Nachrichten, doch unter anderen Vorzeichen. Bereits mit der Generalmobilisierung am 1. August ging das Wissen um, dass deutsche Staatsbürger Frankreich innerhalb eines Zeitrahmens verlassen konnten und mussten.³¹ Wer Verbindungen hatte, konnte früher handeln. Der Journalist Victor Auburtin, der als Korrespondent in Frankreich gearbeitet hatte, hatte sich bereits am 31. Juli in der deutschen Botschaft mit dem Attaché Prinz Hatzfeld getroffen:

²⁷ Köbner, *Kriegsgefangen*, 5–6. [Betonung im Original]

²⁸ Ringer, *Boulevard*, pos. 82.

²⁹ Köbner, *Kriegsgefangen*, 7–8.

³⁰ Köbner, *Kriegsgefangen*, 9.

³¹ Farcy, *Camps*, 10–11; Köbner, *Kriegsgefangen*, 22.

Er rät mir, heute abend [sic] oder morgen früh abzufahren [...]. Nachher gehen wir beide über den Hof und begegnen dort dem Botschafter selber [sic], in grauem Anzug, kleinem Hut, der verdächtig reisefertig aussieht. „Sind Ihre Koffer gepackt?“ fragt er- und dann besprechen wir gemeinsam welche Reiseroute aus Frankreich heraus für mich die beste sein würde.³²

Auch hier zeigt sich ein starker Kontrast am Verhalten der Botschafter. Hatte der deutsche Botschafter in Großbritannien noch im August zur Ruhe geraten, war das Bild, das vom Botschafter in Frankreich gezeichnet wurde, eher eines der Flucht bereits vor offiziellem Kriegsausbruch. Für Auburtin schienen dies erst einmal von Vorteil zu sein, konnte er sich doch am 1. August schon früh auf den Weg machen. Wer solche Kontakte nicht hatte, oder sich nicht in der Metropole Paris aufhielt, den konnte diese Nachricht auch später erreichen, wie bei Anna Vervier erst um den 3. August: „Sofort teilte ich meiner Damen mit, daß ich sehr beunruhigt sei, und welchen Anforderungen ich jetzt genügen müsse für die Abreise oder mein eventuelles Bleiben hier. Die dringende Aufforderung meiner Angehörigen, schleunigst Frankreich zu verlassen, kam nicht mehr in meinen Besitz.“³³ Ein weiterer Grund das Land zu verlassen, welcher schon bei den vorangegangenen Auszügen unterschwellig anklang, war, dass viele deutsche Staatsbürger Frankreich nicht zwingend zum Kämpfen verließen, sondern eher flüchteten. Der gebürtige Hamburger Künstler Friedrich Ahlers-Hestermann, der bei Kriegsausbruch in Paris war, schrieb einen Artikel im monatlichen Kunstjournal *Kunst und Künstler* über seine Erfahrung und hatte bereits die Stimmung im Juli wie folgt erinnert:

Aber dann kam an einem heissen [sic!] Julitag der Aufbruch. Angst und Bewegung. Gedränge vor den Konsulaten, gedrückte Stille auf sommerlichen Boulevards. [...] Dann schwillt ein Pöbelhaufe [sic!] heran und Steine zerschmettern die Spiegelscheibe des Lokals, von dem einige wissen, dass es die Boches beherbergt hat.³⁴

Auch Auburtin hatte die Stimmung bereits im Juli als militarisiert wahrgenommen, endete seine Beschreibung des 31. Juli wie folgt: „Und nun geht der Aufruhr durch die in der Nacht grässlich erwachende Stadt; Kavallerie fegt die Straßen entlang, und über den Boulevard zieht ein Trupp junger Leute mit der Trikolore und ruft ‚à Berlin‘ im Takt des Lampionliedes, mit der Tone auf der ersten Silbe.“³⁵ Eine Feindseligkeit zusammen mit einer wachsenden Kriegsstimmung wurde also nicht erst mit der Kriegserklärung sichtbar. Ahlers-Hestermann zum Beispiel würde

³² Auburtin, *Frankreich*, 20.

³³ Vervier, *Frankreich*, 5.

³⁴ Friedrich Ahlers-Hestermann, „Der Deutsche Künstlerkreis des Café du Dôme in Paris“, *Kunst und Künstler*, 10 (1918), 402.

³⁵ Auburtin, *Frankreich*, 22.

Frankreich entfliehen und bis in die Nachkriegszeit in Deutschland bleiben. Der Maler Otto von Waetjen war zwar in der Lage Paris zu verlassen, musste aber nach Spanien ins Exil.³⁶ Andere deutsche Staatsbürger hatten nicht so viel Glück. Einige, wie Gertrud Köbner, hatten sich eine Lebensgrundlage in Frankreich aufgebaut und haderten mit dieser Flucht. Dass dieses Gefühl auch andere Feindstaatenangehörige mit Wurzeln in Frankreich betraf, zeigen Erfahrungsberichte wie der von Helene Fürnkranz, die sich verzweifelt fragte: „Werden wir jemals zurückkehren? [...] Wir sahen aus wie unglückliche Auswanderer.“³⁷ Genau wie bei den deutschen Staatsbürgern in Großbritannien, wurde die Entscheidung zu gehen schwerer, je mehr Verbindungen man mit dem Land geschlossen hatte. Doch versuchten sie weiterhin alle, Frankreich zu verlassen. Ob von Amiens, Lyon oder Paris, alle Erfahrungsberichte hatten eine verzweifelte Reise hin zur deutschen Grenze gemein, die zumeist durch das Fehlen von Transportmitteln oder bürokratischen Hürden behindert wurde: Berichte enthielten Klagen über zwecklose Versuche Reisedokumente zu erhalten. Kein Bericht sprach von einer Pflicht gegenüber Deutschland, sondern vielmehr von der Angst was geschehen würde, sollte man bleiben. Gertrud Köbner teilte diese Angst „Morgen sind wir schon Gefangene des französischen Staats, Gefangene, die man dort hinschickt, wo es dem Feinde paßt, Gefangene, die ihrer Bewegungs- und Willensfreiheit beraubt sind!“³⁸ Auch Auburtin hatte Sorge vor diesem Schicksal, welchem er jedoch nicht entgehen würde. Er hatte seine Reise zwar bereits geplant und Paris zeitig in einem der wenigen verfügbaren Züge verlassen, jedoch musste er bald feststellen, dass die Züge regelmäßig anhalten mussten, hatte doch die Mobilisierung auch in Frankreich mittlerweile begonnen. Als der Zug letztendlich durch die Regierung requiriert wurde, war Auburtin plötzlich in Dijon gestrandet. Treffend fasste er die Verwirrung, Angst und Nervosität zusammen: „Und so sitzen wir fest, in einer fremden Stadt, mitten in diesem aufgeregten und immer feindlicher gesinnten Lande.“³⁹ Als er weiter Richtung Grenze reiste, wurde er unter dem Verdacht der Spionage festgenommen und war somit einer der ersten Zivilisten, die gefangen genommen wurden.

Während die Idee einer Gefangenschaft bereits in den Köpfen einiger deutscher Staatsbürger existierte, vor allem in der Sorge wegen Spionage gefangen genommen zu werden, war Internierung, ähnlich wie in Großbritannien, kein sichtbares Konzept. Auch wenn es Fälle gab, wo Zivilisten mit Spionen gleichgesetzt wurden, so hatte die Differenzierung noch immer Gewicht. Spione, oder solche,

³⁶ Kampka, *Café*, 106.

³⁷ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 8; Köbner, *Kriegsgefangen*, 5.

³⁸ Köbner, *Kriegsgefangen*, 14.

³⁹ Auburtin, *Frankreich*, 23.

die wie Spione wirkten, konnten verhaftet werden, jedoch waren die anderen Zivilisten unschuldig und sollten daher frei bleiben. Da die französische Regierung nach der Direktive handelte, alle Deutschen als potenzielle Gefahr zu sehen, ähnelte die Erfahrung der Zivilisten nun der von Gefangenen. Dies kollidierte mit dem Selbstbild jener und sie sahen sich, wie Auburtin, missverstanden und misshandelt.⁴⁰ Hierbei ist es wichtig zu betonen, dass die Anschuldigung der Spionage nicht genderspezifisch geschah, also auch Frauen in Verdacht gerieten.⁴¹ Ob diese Anschuldigungen sich immer bewahrheiteten, ist nicht klar. Als eine prominente Figur der deutschen Presse mit eben solch einem Sendungsbewusstsein, ist es nicht gesichert, ob Auburtin wirklich wegen Spionage angeklagt wurde. Seine Internierung wiederum, kann als gesichert gelten.⁴² Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Auburtin gerade wegen seiner kontroversen Stellung in französischen Kreisen festgenommen wurde oder seine Erfahrung genau deswegen übertrieben dargestellt wurde.⁴³ Er jedenfalls sah sich als unschuldiges Opfer einer ungerechten Justiz: „Schließlich bin ich doch freigesprochen und als unschuldig anerkannt worden und möchte wissen, was ich zwischen diesen Strafgefangenen zu tun habe.“⁴⁴ Er bestand auf dieser Position als er um Freilassung bat, musste jedoch feststellen, dass die französischen Behörden ihn noch immer als verdächtig und potenziell gefährlich einstuften und somit in Gefangenschaft behielten: „und ich muß zurück in meine Finsternis und muß weiter warten, monatelang“.⁴⁵ Das Beispiel für eine Frau, die wegen Spionage verhaftet wurde, gestaltet sich komplizierter. Ly van Brackel, die nach eigenen Aussagen bereits in Großbritannien undercover gelebt hatte, gab Spionagetätigkeiten in Frankreich zu.⁴⁶ Auch wenn eine vollständige Widerlegung ihres Berichts nicht angestrebt werden kann, so kann er doch zumindest als überzogen betrachtet werden. Ihre Geschichte, in der sie immer wieder glücklich entfloh und immer wieder richtige Vorahnungen bezüglich der Handlungen aller Nationen hatte, liest sich eher wie ein Spionageroman und nicht wie ein Erfahrungsbericht: Als aristokratische Frau und liebevolle Mutter war sie von ihrem britischen Landhaus, wohin sie vor einer deutschen Anklage geflohen war,

40 Auburtin, *Frankreich*, 28–30.

41 H. H., *Lehrerin*, 274.

42 Emil Dovifat, „Auburtin, Viktor“, in *Neue Deutsche Biographie*, 1 (1953), 427; Ma Ying, „Auf der schmalen Brücke der Kunst. Die feuilletonistischen Schriften von Victor Auburtin (1870–1928) und Lin Yutan (1895–1976)“, *Zeitschrift für Germanistik*, 22:3 (2012), 643.

43 „A propos des journalist allemands à Paris“, *Le Matin*, 20. Juli 1914, 3; „Echos“, *La Liberté*, 20. September 1913, 2.

44 Auburtin, *Frankreich*, 100.

45 Auburtin, *Frankreich*, 101.

46 Ly van Brackel, *Zuchthäuslerin Nr. 5553. Kriegserlebnisse einer deutschen in Frankreich* (Berlin: Scherl, 1917), 10–11.

nach Paris gereist. Als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, wusste sie bereits, dass Großbritannien sich Frankreich anschließen würde, gab sich als britische Ärztin aus und trat dem Roten Kreuz bei, nur um aufgrund ihrer patriotischen Wut gegenüber der Misshandlung deutscher Gefangener enttarnt zu werden. Im Gefängnis beschrieb sie furchtbare Misshandlungen an sich, täuschte einen Selbstmord vor, kehrte im Anschluss freiwillig zurück ins Gefängnis und brach aus Spaß erneut aus.⁴⁷ Nichts davon konnte an anderer Stelle belegt werden. Ihre Schilderungen klingen, diplomatisch ausgedrückt, unglaublich. Doch auch wenn ihr Bericht nur mit Zweifeln zu lesen ist, war gewalttäiges Verhalten gegenüber den Verdächtigten nicht nur dort zu finden. Die französische Einstellung, die sich bereits vor dem Krieg verhärtet hatte, sah bereits um die Mobilisierung herum „ethnisch“ Deutsche klar als Feind.

Jene deutschen Staatsbürger, die nicht auf dem Weg bereits gefangen genommen worden waren oder es vor Mitternacht am 3. August nicht über die Grenze geschafft hatten, mussten sich nun, ähnlich wie in Großbritannien bei der Polizei registrieren. Hierbei war die Angst vor einer fälschlichen Verhaftung noch immer präsent. Anna Vervier hatte es bis nach Paris geschafft, dort aber keinen Zug zur Grenze mehr bekommen. Sie übernachtete nun in dem Pariser Apartment ihrer Gastfamilie, fühlte sich aber auch dort weniger wie ein Guest:

Wie eine Gefangene lebte ich nun in der Wohnung bei geschlossenen Fensterläden und schrieb Abschiedsbriebe an meine Angehörigen, denn ich wußte ja nicht, ob ich sie je wiedersehen würde. Nebstdem hatten mich die Ereignisse der letzten Tage auch so angegriffen, daß sich ein gewisser Verfolgungswahn meiner bemächtigte. Jeder Glocken- und Telefonanschlag, der manchmal irrtümlich ertönte, deutete mir meine sofortige Verhaftung an.⁴⁸

Wie in Großbritannien hatte die französische Regierung damit begonnen, in das Leben der deutschen Staatsbürger einzugreifen und sie wie separate und gefährliche Individuen zu behandeln. In Frankreich gefangen, erfuhren die deutschen Staatsbürger nun die erste von zwei Wellen der Feindseligkeit und Gewalt vor der Internierung selbst. In seinen unveröffentlichten Memoiren schrieb Hugo Ringer:

Gegen Mittag, als ich von meinem Arbeitsplatz wiederkam, hatte eine große und dichte Menge das Haus umringt, in dem ich wohnte. Mit großer Mühe gelang es mir, diese Kette zu durchbrechen und im Inneren meiner Unterkunft Zuflucht zu suchen. Aber diese Leute, von denen niemand vor vierundzwanzig Stunden gewagt hätte, mir auch nur ein Haar auf meinem Kopf zu krümmen, schienen wie Tiere und die Wildheit von Bestien angenommen zu haben. Die Tür meines Zimmers konnte ihnen nicht standhalten. Die tobende Masse drang

⁴⁷ Van Brackel, *Zuchthäuslerin*, 1, 11, 12–13, 16, 39–40, 44–45.

⁴⁸ Vervier, *Périgueux*, 6.

in mein Zimmer ein, wütend und schreien. Ich konnte in letzter Minute durch das Fenster fliehen, ohne Zeit, meine persönlichen Gegenstände mitzunehmen.⁴⁹

Diese Erfahrung von Gewalt war nicht die einzige, wurden doch schon viele Personen direkt bei Ausbruch des Krieges angegriffen.⁵⁰ Das Kindermädchen Fanny Hoeßl sprach von Brandstiftung gegen vermeintliche deutsche Betriebe: „Scharfer Brandgeruch zog durch das Fenster [...]. Da brannten wohl die deutschen, die el-sässischen Firmen lichterloh und ihre Besitzer verkrochen sich in irgend einem dunkeln Winkel.“⁵¹ Hilda Schuon, das Kindermädchen einer hochrangigen französischen Familie sprach von Menschen, die um ihr Leben bangten und Wunden davon trugen: „das beweisen die vielen Messerstiche und Schußwunden, welche die Deutschen vor den Augen des Gesetzes davontrugen.“⁵² Auch in der Forschung ist diese Gewalt anerkannt worden, so beschreibt Juliette Courmont die französische Kriegskultur als besonders gewalttätig.⁵³

Natürlich muss trotzdem die Positionalität der Personen und deren Einfluss auf ihre Erfahrungen mitbedacht werden. Eine gegenderte Sichtweise ist auszuschließen, schaut man sich die Gewaltdarstellungen der bisherigen männlichen und weiblichen Deutschen an. Allerdings ist festzustellen, dass die Handlungen der französischen Bevölkerung stärker als gefährlich betrachtet wurden wenn der Text insgesamt auch stärker antifranzösische Positionen vertrat. Dies ist an einem expliziten Beispiel festzumachen, den patriotischen Gesängen bei Ausbruch des Krieges.⁵⁴ Helene Schaarschmidt war im Sommer 1914 für eine Stellung als Kindermädchen nach Frankreich gezogen. Mit einem sichtbaren pro-deutschen Impetus, der sich durch den gesamten Bericht zieht, beschrieb sie sich beispielsweise als argumentierfreudig gegenüber einem französischen General, der den Kaiser für einen möglichen Krieg beschuldigte und schrieb: „Ich ließ diese Meinungsäußerung natürlich nicht unerwidert.“⁵⁵ Als sie am 1. August nach Paris reiste, zeichnete sie ihre Wahrnehmung vor Ort auf. Ängstlich wegen der französischen Kriegsbegeisterung, konnte sie am 2. August kein Auge zu tun, denn „Man hörte fortwährend Banden vorbeiziehen. Sie sangen die Marseillaise, schrien [sic] und tobten.“⁵⁶ Die Handlungen der Franzosen wurden nun als gefährlich beschrieben,

⁴⁹ Ringer, *Boulevard*, pos. 105.

⁵⁰ Farcy, *Camps*, 12–13.

⁵¹ Hoeßl, *Gefangene*, 5.

⁵² Schuon, *Tagebuch*, 4.

⁵³ Juliette Courmont, „Making Sense of the War“, *International Encyclopedia of the First World War* [online] (2014), [zuletzt abgerufen am 17.06.2022].

⁵⁴ Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 9; Madsack, *Victis*, 19–20; Köbner, *Kriegsgefangen*, 19.

⁵⁵ Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 7.

⁵⁶ Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 9.

es handelte sich um Banden, die brutal wahrgenommen wurden. Gertrud Köbner, die am 2. August ebenfalls in Paris war, beschrieb das Verhalten vor Ort spürbar anders. Sie hatte bereits Jahre in Frankreich gelebt und fühlte eine persönliche Verbindung zu dem Land. Daher, auch wenn sie von auf ihre Koffer im Flur geschriebenen Drohungen und Beleidigungen spricht, beschrieb sie die Situation auf den Straßen wie folgt:

Beim Refrain der Marseillaise entblößen sich alle Häupter und wie aus einer einzigen Kehle stimmen alle in gewaltiger Bewegung [...] ein, während in allen Gesichtern die Augen im heiligen Ernst leuchten. Man merkt, Paris fürchtet sich nicht vor diesem Krieg. Es hat ihn nicht gewollt...⁵⁷

Es mag zwar im Sprachbild nicht rein positiv anklingen, aber Köbners Deutung für das Handeln der Franzosen ist ein völlig anderes als das von Schaarfschmidt. Die Nutzung von Begriffen wie heilig in der Beschreibung dieser Einheit waren bei Schaarfschmidt sonst eher bei den Deutschen zu verorten, vor allem wenn sie gegen die Franzosen vor dem Krieg argumentierte: „Deutschland wünscht keinen Krieg, ist nur genötigt, seine Verteidigungskräfte stark zu erhalten, um sich zu schützen.“⁵⁸ Es scheint, dass, trotz einer generellen Unsicherheit und auch tatsächlicher Gewalt, die Einschätzung der Gefahr je nach persönlicher Verbindung zu Frankreich ab- oder zunahm. Daher sind die deutlicheren Beschreibungen von Gewalt zu Kriegsbeginn kritisch zu betrachten, geben aber einen Einblick in die andere Erfahrungswelt der deutschen Staatsbürger in Frankreich, verglichen mit Großbritannien.

In das Chaos und die Angst der Tage zu Beginn des August mischten sich auch Gerüchte, die sich nun verbreiteten.⁵⁹ Da sich die „ethnisch“ deutsche Bevölkerung der Feindseligkeit zwischen Deutschland und Frankreich bewusst war, ist es nicht unwahrscheinlich, dass Gerüchte von Gewalt einfacher angenommen und verbreitet wurden. Wie schnell solche Gerüchte ihre Runde machen konnten, ist am Beispiel Conrad Schmids festzumachen, der sich als Schweizer Staatsbürger an der luxemburgischen Grenze zur Ruhe gesetzt hatte: „Schon in den ersten Tagen meiner Haft auf der Festung Montmedy wurde das Gerücht gestreut, ich sei stand-

⁵⁷ Köbner, *Kriegsgefangen*, 30–31.

⁵⁸ Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 5.

⁵⁹ Gerüchte sind in diesem Fall nach Nicholas DiFonzo und Prashan Bordia zu verstehen, welche sie wie folgt definieren: Nicht verifizierte und instrumentell relevante Informationsaussagen in Zirkulation, im Kontext von Ambiguität, Gefahr oder potenzieller Gefahr, die Menschen dabei helfen dieser Situation einen Sinn zu geben und mit dem Risiko umzugehen, Nicholas DiFonzo und Prashan Bordian, *Rumor Psychology. Social and Organizational Approaches* (Washington: APA, 2007), 13.

rechtlich erschossen worden und man nannte mit Gewissheit die Soldaten, die auf mich gezielt.“⁶⁰ Ob nun real oder fiktiv, zeigt die Aufnahme dieser Informationen doch, wie schnell sie für real gehalten wurden. Die „ethnisch“ Deutschen sahen sie als wahrscheinlich genug an um sie weiterzuverbreiten und zeigten damit ihre Erwartungshaltung gegenüber französischem Verhalten. Da sich der Diskurs bereits verhärtet hatte, und „ethnisch“ Deutsche als potenzielle Gefahr betrachtet wurden, verbreiteten sich gegengesetzte Gerüchte von deutschen Spionen auch in der französischen Mehrheitsbevölkerung und hielten sich über den gesamten Krieg.

Doch hielten sich auch in Frankreich viele deutsche Staatsbürger an die Vorgaben des Staates. Relativ bald erhielten sie ein Datum, das ihnen den Zeitpunkt ihrer Internierung verkündete und zu dem sie sich in der Polizeiwache einfinden sollten. Die Polizeiwache war allerdings nicht das Ende der Reise. Während die deutschen Staatsbürger häufig zuerst zu den Knotenpunkten des Transports, wie Lille Paris oder Lyon gereist waren, würden sie vom Datum ihrer Internierung an nun in die westliche Peripherie verbracht werden. Viele Berichte sprechen von mehreren Zwischenstationen auf dem Weg, sowohl während ihrer initialen Flucht als auch während ihrer Reise zu den Internierungslagern.⁶¹ Diese Reisen variierten in ihren Strecken und hatten, wie in Abbildung 3 zu sehen ist, meist mindestens zwei Zwischenstopps.

Ein Aspekt, den diese Karte nicht darstellen kann, ist die Art und die Länge der Reisen. Die Berichte sprechen häufig von Reisen auf Viehwagen oder in überfüllten Zügen, gerade Viehwagen werden in diversen Berichten erwähnt, wie denen von Köbner, Schuon, Ringer und anderen.⁶² Aspekte wie diese, auch wenn sie nicht ungewöhnlich für Kriegszeiten sind, wurden als unmenschliche Behandlung erfahren oder zu deren Darstellung genutzt. Viele Stunden des Reisens später, erreichten die meisten Zivilisten nun ein französisches Dorf oder eine Stadt fern der Frontlinie, wie Garaison oder La Puy.

Was nun folgte, nachdem die Zivilisten ihre Transportvehikel verließen, wird meist als die Konfrontation mit einer dicht gedrängten, feindseligen und manchmal auch gewalttätigen Bevölkerung beschrieben; der zweiten Welle von Feindschaft und Gewalt. Berichte wie jene von Anna Vervier sprechen von Massen, die sich vor der Bahnstation versammelt hatten um die zukünftigen Internierten zu

60 Conrad Schmid, *In französischer Kriegsgefangenschaft. Erlebnisse eines Schweizers vor und nach Kriegsausbruch*, 2. edn., (Weinfelden: Kommissions-Verlag, 1915), 21.

61 Siehe zum Beispiel: Coith, *Kriegsgefangen*, 31–32; Schmid, *Kriegsgefangenschaft*, 10; Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 27–28; Ringer, *Boulevard*, pos. 157.

62 Siehe zum Beispiel: Köbner, *Kriegsgefangen*, 63; Coith, *Kriegsgefangen*, 31; Schuon, *Tagebuch*, 5; Ringer, *Boulevard*, pos. 167.

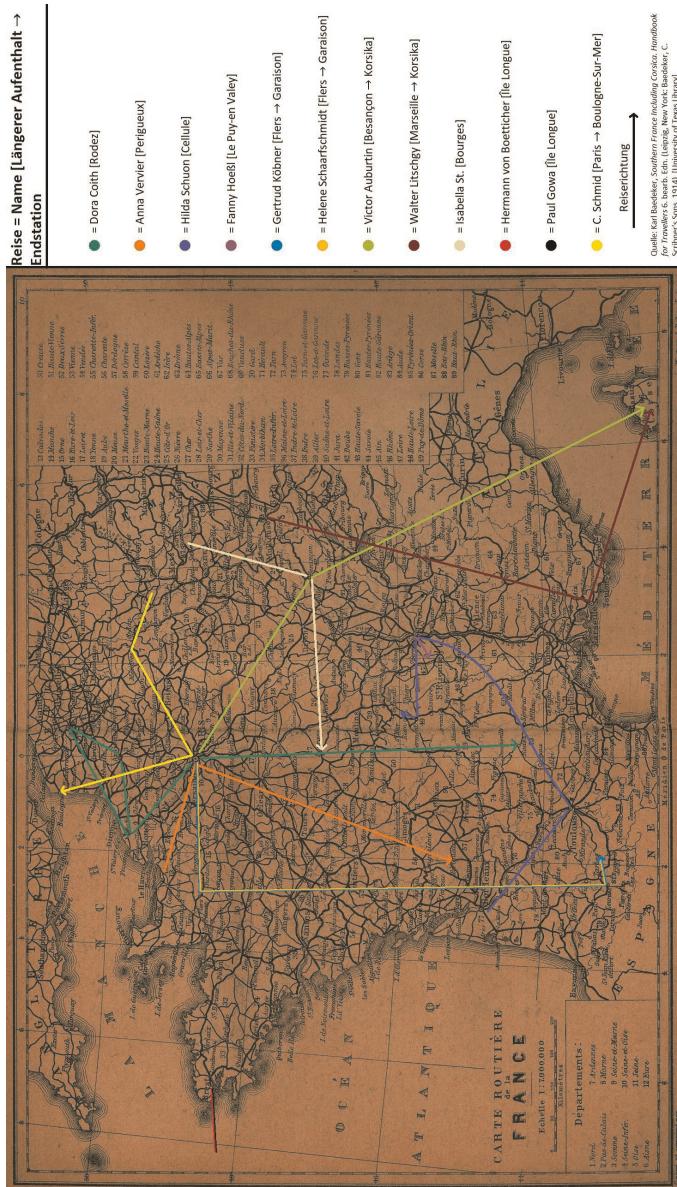


Abb. 3: Auf dieser Karte Frankreichs von 1914 wurden die Reiserouten verschiedener „ethnisch“ Deutscher in Frankreich nach der Mobilisierung farblich eingefügt. (Quelle: Karl Baedeker, *Southern France Including Corsica; Handbook for Travellers* (Leipzig und New York: Baedeker, 6. überarbeitete Edition 1914), copyright free, provided by University of Texas Libraries, bearbeitete von Mathis J. Gronau.

inspizieren und zu misshandeln.⁶³ Die Berichte variieren hierbei in der Ausprägung von Misshandlung, von wütenden Rufen bis hin zu dem, was Hilda Schuon beschrieb:

In Clermont erwartete uns Unmenschliches. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich aufgestellt, um die deutschen „Barbaren“ entsprechend zu empfangen. Langsam bewegte sich die Straßenbahn durch die wütende Volksmenge, während wir mit den offenen Güterwagen den größten Gemeinheiten und Rohheiten ausgesetzt waren. Wir wurden mit Steinhageln bombardiert und mit Peitschen geschlagen, auch Stöcke und sonstige Waffen kamen in Benützung, begleitet von fürchterlichem Lärm.⁶⁴

Fanny Hoeßl meinte, dass dieses Verhalten ähnlich sei wie gegenüber den tatsächlichen militärischen Kriegsgefangenen.⁶⁵ Auch wurde berichtet, dass Gewalt gegenüber Zivilisten vom Militär ausging. Hermann von Boetticher und Paul Gowa, die auf die Île Longue verbracht wurden, beschrieben unabhängig voneinander den folgenden Fall:

Vor einem niederen Gebäude, einem verlassenen Ziegenstall, stehen wir still. Seine Tür steht weit auf, zu beiden Seiten Posten mit blinkendem Gewehr, wir reichen durch sie hindurch unser Gepäck in schwarze Finsternis und schreiten wieder weiter in endlosem Zug. Hinter uns weigert sich eine Stimme; sie verhallt. Wir schreiten fort. Offiziere sitzen auf scheuem Pferd. Dann tönt in die wartende Stille ein Schuß. Frauenschreie erfüllen die Luft, es folgt ein zweiter und ein dritter Schuß [...] „Was ist, Korporal?“ „Man hat getötet, still!“ Die Landschaft schweigt. Das Dunkel atmet. Die Offiziere sprengen die Reihen entlang. Kommandos werden verteilt: wer aus der Reihe tritt, wird erschossen.⁶⁶

Während Boetticher nur seine Wahrnehmung in die Beschreibung einfließen ließ, meinte Paul Gowa mehr über den Vorfall zu wissen:

Ein Ungar, welcher lange Jahre sich ein paar [sic] Dollar erarbeitet hatte und diese in seiner Handtasche aufbewahrte, wollte sein Gepäck nicht von sich geben. [...] Anstatt nun diesen Mann abzuführen, nahm ein Offizier seinen Revolver und schoss auf den Unglückseligen. Er stürzte zu Boden und abermals trat der Offizier hinzu und gab mehrere Schüsse auf ihn ab, bis er ihn vollends tot wusste. Da wir einen langen Zug bildeten und es stockfinster war, wussten die meisten nicht, was vor sich ging; wir sahen und hörten nur die Schüsse und dann das Aufschreien der gaffenden Bauernweiber⁶⁷

⁶³ Vervier, *Périgueux*, 7.

⁶⁴ Schuon, *Tagebuch*, 9.

⁶⁵ Hoeßl, *Gefangene*, 17.

⁶⁶ Boetticher, *Erlebnisse*, 77.

⁶⁷ Gowa, *Gefangenschaft*, 8–9. [Betonung im Original]

So furchtbar diese Situation war, können die Details keine Bedeutung haben. Vielmehr zeigt das Erlebnis von tödlicher Gewalt noch vor Erreichen des Lagers selbst die andere Qualität der Gewalt, die in Frankreich erfahren wurde. In Großbritannien war schließlich, außerhalb des Aufstands in Douglas 1914, tödliche Gewalt gegenüber Internierten selten gewesen. Auch bedeuten die Zeugnisse von Tötungen nicht, dass französische Militäreinheiten generell brutaler oder feindseliger gegenüber Internierten waren. Wie stark diese Einstellung ausgeprägt war, ist auch in den Berichten nicht eindeutig zu greifen und machte sich vermutlich stark an den persönlichen Erfahrungen und Vorurteilen fest. So betonte Anna Vervier beispielsweise, dass Soldaten auch Hilfe anboten und sich höflich verhielten, während Fanny Hoeßl Wert darauf legte, dass es sich bei solchen Soldaten eher um „weiße Raben“ handelte.⁶⁸ Spontane Gewalt in Frankreich wiederum, geschah häufiger, sowohl in Frankreich aber auch in Deutschland, wie Heather Jones feststellt:

Generell ist das Muster, was sich im Bezug der Ankunft von Gefangenen abzeichnet, das einer erstaunenswert schnellen Mobilisierung und einer spontanen kollektiv-öffentlichen Wut, sowohl in Frankreich und Deutschland, welche ähnliche Mechanismen und Ausdrucksformen annahm. Es gab regionale Variationen und Motivationen aber die Spontanität der zivilen Reaktion ist entlarvend. Sie zeigt den mächtigen Einfluss, den der Ausbruch des Krieges auf verschiedene Regionen hatte und die Schnelligkeit, mit der Zivilisten eine Kultur des Hasses und den Stereotyp des „Feindes“ annahmen, und anhand dessen die moralischen Normen der Friedenszeit aufgaben.⁶⁹

Auch die österreichische Feindstaatenangehörige Helene Fürnkranz fragte sich nach diesem Zusammenhang: „Auch war es möglich, daß Rache mit dem zur Schau getragenen Patriotismus verbunden war.“⁷⁰ Die Gewalt richtete sich also gegen alle Feindstaatenangehörigen, auch nicht-deutsche Staatsbürger. Doch zeigt sich, gerade auch in Heather Jones Vergleich, wie schnell Gewalt gegenüber „ethnisch“ Deutschen in Frankreich ausbrach und wie schnell beide Staaten dem unterlagen, was einige Historiker als Kriegskultur beschreiben.⁷¹ Durch diese Gewalttaten konnten die teilnehmenden Zivilisten sich als Teil der Kriegsanstrengung sehen, griffen sie doch den vermeintlichen Feind an, wo sie es konnten.⁷² Diese Gewalt war auch gegenüber britischen Internierten in Deutschland ausgeprägt

⁶⁸ Hoeßl, *Gefangene*, 13; See also: Vervier, *Périgueux*, 6–7; Gowa, *Gefangenschaft*, 25–26.

⁶⁹ Heather Jones, *Violence against Prisoners of War in the First World War. Britain, France and Germany, 1914–1920* (Cambridge: Cambridge University Press, 2011), 38–39.

⁷⁰ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 6.

⁷¹ Jones, *Violence*, 39.

⁷² Jones, *Violence*, 68.

und wurde mit dem gefühlten Verrat Großbritanniens begründet.⁷³ In Großbritannien zeichneten sich solche Trends ebenfalls ab, waren aber bei Kriegsbeginn deutlich schwächer ausgeprägt und bauten sich erst mit der Zeit auf, bis sie Mitte 1915 ihren Höhepunkt erreichten. Während die Aggression in Deutschland gegenüber Briten zeigt, dass vergleichende Forschung mit allen drei Nationen notwendig ist, so zeigt das Verhalten in Frankreich und Großbritannien, wie stark die Vorkriegseinstellung in das Verhalten während der Kriegszeit überging. Auch spielte die Positionalität der Personen eine Rolle, vor allem derer, die schon länger in Frankreich gelebt hatten und welche sich dieser verhärteten Identität nicht angekommen hatten: den Weltbürgern.

Österreicher, die allein schon wegen ihrer Sprache, auch gerne als „ethnisch“ Deutsch betrachtet wurden, wie Helene Fürnkranz, konnten trotz alledem auch persönlich von Gewalt verschont werden. Sie schrieb in ihren Erinnerungen zwar auch, dass sie mit angesehen hatte, wie deutsche Läden zerstört worden waren, konnte aber auch nicht umhin zu schreiben: „Ueberhaupt möchte ich betonen, daß wir im [sic] Anfang des Krieges äußerst rücksichtsvoll und nett behandelt wurden.“⁷⁴ Ähnlich wie bei Gertrud Köbner, zeigt diese Aussage, dass nicht alle sich von dem französischen Verhalten spezifisch angegriffen fühlten. Während die Idee einer Annäherung bei vielen mit Kriegsende verschwand, blieb sie gerade für jene, die sich der Idee des Weltbürgertums vor dem Krieg verschrieben hatten.⁷⁵ Hier spielte auch die Position verschiedener Teile der französischen Bevölkerung mit hinein. So hatte Anna Verviers Gastfamilie sie schließlich auch in ihrer Wohnung unterkommen lassen und je nach Region war die Animosität anders ausgeprägt. In seiner Analyse der Internierung auf der Insel Korsika, sieht Sylvain Gregori die Identität der korsischen Bevölkerung als Grund dafür, dass diese Internierten gegenüber eher gelassen reagierten.⁷⁶ Es ist schwierig zu differenzieren, wie stark die generelle Kriegsdebatte diese Berichte färbte, vor allem da die Darstellung von Empörung auf beiden Seiten immer lauter wurde und den Punkt erreichte, dass Heather Jones davon ausgeht, dass ab 1915 jede Form der Misshandlung als Grausamkeit betrachtet wurde.⁷⁷ Diese Schlussfolgerung würde auch die Gewalt in Großbritannien erklären, hatte sich bis 1915 die Intensität der Feindschaft bis dahin zu ihrem Höhepunkt bewegt. In Frankreich wiederum war diese Animosität schon in der Vorkriegszeit präsent gewesen und brach nun umso

⁷³ Jones, *Violence*, 68.

⁷⁴ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 10.

⁷⁵ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 6–7; Köbner, *Kriegsgefangen*, 16–17.

⁷⁶ Sylvain Gregori, „Une captivité insulaire. Prisonniers de Guerre et internés civil en Corse 1914–1918“, *Cahier de la Méditerranée*, 81 (2010), 173–174.

⁷⁷ Jones, *Violence*, 79.

mehr, stärker und gewalttätiger aus. Diese Feindseligkeit würde sich auch nicht mit dem Betreten der Internierungslager verflüchtigen, sondern schlicht andere Formen annehmen.

4.2 Die Erfahrung der Internierung

Bevor die Erfahrung der Internierung genauer betrachtet wird, ist es wichtig weitere strukturelle Aspekte der Lager anzuführen. Die zwei Hauptlagergruppen, die über die Hälfte der Lager ausmachten, waren *camps de mobilisable* und *camps de familles*, also Lager speziell für potenzielle Soldaten und für solche, die als gesamte Familie interniert worden waren. Andere Lagergruppen waren auf sozial unerwünschte Gefangene spezialisiert, auf Geiseln, wie Elsässer aus der Grenzregion oder jenen, die generell unter Verdacht standen. Auch wenn allgemein Feindstaatenangehörige interniert wurden und alle Lager auf die eine oder andere Weise heterogen waren, was Ethnie und Staatsangehörigkeit betraf, so begann die französische Internierung deutlich breitgefächterter. Hugo Ringer fasste diese Diversität bei Antritt seiner Internierung wie folgt zusammen:

Dort versammelten sich drei- bis vierhundert Menschen aller Nationalitäten, aller Berufe, jeden Alters und Geschlechts. Ältere mit weißem Haar, die seit sehr vielen Jahren in Frankreich lebten und deren Söhne unter französischer Flagge dienten, standen neben Männern in der Blüte ihres Lebens. Daneben alte Frauen und Mütter, Säuglinge in ihren Armen, junge Mädchen und Jungen. Alle mussten evakuiert werden, auch die in Frankreich geborenen Frauen, die das Pech gehabt, Deutsche und Österreicher geheiratet zu haben, der Spionage, oder einem anderen Verbrechen beschuldigt wurden.⁷⁸

Über eintausend Bürger neutraler oder verbündeter Staaten, wobei Belgier die zweitgrößte Minderheit ausmachten, wurden zusammen mit sozial unerwünschten Franzosen in Internierungslager verbracht.⁷⁹ Dies inkludierte Prostituierte, Arbeitslose, Reisende sowie Streikende und „Revolutionäre“.⁸⁰ Auch wenn einige Stimmen laut wurden, so führte diese Maßnahme allgemein nicht zu Empörung.⁸¹ All diese wurden in zwei verschiedenen Lagern untergebracht, den freien Lagern, *camps libres*, und den bewachten Lagern, den *camps surveillés*. Wie die Situation in diesen und den anderen Lagern war, war einmal von ihrem Zweck abhängig,

⁷⁸ Ringer, *Boulevard*, pos. 143.

⁷⁹ Farcy, *Camps*, 75.

⁸⁰ Farcy, *Camps*, 77, 98, 107.

⁸¹ Walter Litschgy, *Als Kriegsgeisel in Frankreich. Wer hat die Kriegsgreuel begangen?* (Schwäb. Gmünd: Rems-Zeitung, 1920), 23.

aber auch von dem Zeitpunkt der Erfahrung. In seiner Studie der Lagerentwicklung in der Vendée, teilt Laurent Morival diese in eine Phase von 1914 bis 1915 und eine zweite von 1915 bis 1919 auf.⁸²

Während das erste Jahr gerade durch die schnelle Zusammenführung und Gefangennahme von Individuen aller Art charakterisiert wurde, würden die nächsten Jahre zu einer viel differenzierteren Aufteilung in Lager führen. Diese Veränderungen geschahen sukzessiv und veränderten die Erfahrung von Internierung. Diese würde erst mit der Aufteilung in verschiedene Lager eine dauerhaftere Gestalt annehmen.⁸³ So hatten die *camps de familles* langfristig mehr Privilegien als *camps de mobilisable* und der Unterschied an Privilegien zwischen einem freien und einem bewachten Lager erklärt sich mehr oder weniger von selbst. Gegenüber jenen nicht-elsässischen deutschen Staatsbürger ohne französische Partner, die als gefährlich betrachtet wurden, ob nun gerechtfertigt oder ungerechtfertigt, war die Feindseligkeit deutlich ausgeprägter.

Diese Feindseligkeit, und in einigen Fällen auch Gewalt, setzte sich auf verschiedene Arten auch während der Internierung fort. Bemerkungen über Gewalt können auch in unveröffentlichten Aufzeichnungen, wie denen von Hugo Ringer, gefunden werden, dessen annotierte Tagebücher erst 2018 von Ronan Richard gefunden und übersetzt wurden.⁸⁴ Während seiner Zeit im Lager beschrieb Ringer unnötige und potenziell tödliche Aggression gegenüber zivilen Internierten: „Tatsächlich griffen uns die Soldaten bei jeder Gelegenheit und ohne geringsten Grund mit Bajonetten an. Wir lachten und machten Späße und das machte sie natürlich noch wütender auf uns. Ein junger Soldat zeichnete sich hierbei besonders aus. [...] Einmal hat er Patronen in sein Gewehr geladen, aber er kam nie weiter.“⁸⁵

Was hier sichtbar wird, ist die generell streitlustige Atmosphäre in den Lagern mit deutschen Staatsbürgern, wobei die Berichte immer wieder die Schuld bei den Wachen suchten. Der Autor Hans Wram ging sogar so weit zu behaupten, es sei in einem Falle zu gezielten Tötungen in einem Gefängnis gekommen: „Die armen Frauen und Mädchen wurden dort einfach erschossen, ohne jegliche Untersuchung.“⁸⁶ Auch wenn es unwahrscheinlich erscheint, dass französische Internierung organisierten Mord inkludierte, zeugt diese Erwähnung, dass Wram davon ausging, dass sein Publikum den Franzosen so ein Verhalten zutraute und darüber entrüstet war. Was hier also eher deutlich wird, ist eine inhärente Unterscheidung

⁸² Morival, „Dépôts“, 93–96.

⁸³ Morival, „Dépôts“, 93–96.

⁸⁴ Ringer, *Boulevard*, pos. 11.

⁸⁵ Ringer, *Boulevard*, pos. 11.

⁸⁶ Hans Wram, *Paris 1914–1918. Wahrnehmungen eines Augenzeugen*, (Gotha: Friedrich Andreas Perthes, 1918), 81.

zwischen Franzosen und Deutschen, die die Franzosen als schlechtere Menschen darstellte. Doch wird in anderen Berichten auch sichtbar, dass sich nicht alle Soldaten so benahmen. Auf der Île Longue berichtete Hellmuth Felle beispielsweise von einem gänzlich anderen Umfeld, wenn auch keinem herzlichen:

Vor allem war wohltuend, dass man uns den Tag über in Ruhe liess. Mit den stündlichen Schikanen wie es in Uzès war es endlich aus. [...] Unser Lager unterstand dem Ministerium des Innern. Die Ordnung innerhalb des Lagers wurde daher nicht durch Soldaten oder Gendarmen, sondern durch sogenannte „surveillants“ vorgenommen, die wir wegen ihres hohen Alters „Weihnachtsmänner“ nannten. [...] Sie wollten uns garnichts [sic] und waren zufrieden, wenn man sie selbst in Ruhe liess.⁸⁷

Auch die Österreicherin Helene Schaarschmidt konnte in Garaison nur Gutes über die Soldaten sagen, als diese sie bei ihrer Abreise verabschiedeten: „In der Kantine herrschte auch ein reges Abschiednehmen. Dort prangte ein von den Soldaten gestifteter Blumenstrauß mit der Widmung: Bon souvenir et bon voyage! Die Soldaten waren eigentlich stets sehr freundlich gewesen.“⁸⁸ Hier zeigt sich wieder, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen sein konnten, auch wenn Gewalt immer noch deutlich häufiger Thema blieb, als es bei den Erfahrungsberichten in Großbritannien der Fall war. Für einige, wie bei Victor Auburtin, hatte solch eine Sichtweise auch schon vor seiner Internierung existiert, auch er sah die Franzosen im Allgemeinen als gewalttätig, gerade bei seinem Gerichtsprozess:

Das ist der Verfolgungswahnsinn; der Wahnsinn, der dieses Volk immer wieder faßt, wenn es die Worte Spionage und Hochverrat hört und ernst nimmt. Niemand kennt die französische Nation, der sie nicht einmal in solchem Augenblick sah, wo sie den Schaum vor dem Munde hat. Aber wer ihr einmal so begegnete, der begreift auch ihre seltsam scheckige Geschichte, die immer zwischen klarer Vernünftigkeit und Tobsuchtsanfall wechselt. [...] Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats.⁸⁹

Als also die Feindseligkeit mit dem Krieg begann und, in einigen Fällen, nicht endete, konnten die Vorannahmen von Feindschaft und kulturellem Kontrast schnell als Erklärungsmuster dienen. Schließlich mussten der plötzliche Wechsel und die damit einhergehende Misshandlung eingeordnet werden. So fragte sich zum Beispiel Hugo Ringer selbst: „Wie kann es sein, dass der Krieg solch vernünftige und höfliche Menschen in diesem Ausmaße in wilde Tiere verwandeln kann?“⁹⁰ Viele

⁸⁷ Hellmut Felle, *Fünf Jahre Hinter Stacheldraht* (unveröffentlicht: Ilelongue14-18.eu) <http://ilelongue14-18.eu/?Funf-Jahre-hinter-Stacheldraht-Bericht-des-Zivil-Internierten-Hellmut-Felle> [zuletzt abgerufen am 09.05.2022], 126 f.

⁸⁸ Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 53.

⁸⁹ Auburtin, *Frankreich*, 29.

⁹⁰ Ringer, *Boulevard*, pos. 122.

Antworten wurden auf diese Frage gegeben: von einer intrinsischen Anlage zur Gewalt, wie sie Auburtin feststellte, über Reaktionen auf die Behandlung der französischen Internierten in Deutschland bis hin zur Auswirkung von Siegen und Niederlagen Frankreichs während des Krieges.⁹¹ In einigen dieser Erklärungen zeigt sich, dass nicht immer von einer dauerhaft negativen Einstellung ausgegangen wurde. Auch Hugo Ringer sprach sich dafür aus, dass sich die Beziehungen zwischen den Internierten und den Soldaten verbessern konnten.⁹² Solche Ruhephasen wurden aber auch von ihm klar im Kontrast dazu gesetzt, dass „die Situation wirklich schlimm gewesen war“.⁹³ Das Schießen auf Zivilinternierte blieb in Großbritannien selten, tauchte aber in Berichten aus Frankreich auf und zeugt von der anderen Qualität an Gewalt in Frankreich. So dachten laut Hoeßl einige Internierte an Gewalt gegenüber den Soldaten:

Wie jeden Tag gibt es auch heute einen Schrecken. „Alles in den Hof“, heißt es. Hinter uns schließt man Säle und Zimmer ab, wir werden zusammengetrieben, dicht auf unsren Fersen drängen sich die Soldaten mit dem Bajonett am Fuß. Wir haben wohl alle denselben Gedanken, denn der Mann neben mir flüstert: Nur keine Angst, sobald sie zielen, machen wir sie nieder.⁹⁴

Auch wenn das tatsächliche Ausmaß nicht nur aus den Quellen bestimmt werden kann und, wie bereits gesehen, auch die persönliche Sichtweise das Ausmaß an dargestellter Gewalt bestimmte, so werden diese Aussagen auch von Farcy unterstützt, der schlussfolgert: „Es ist sicher, dass die Unterbringung in Zellen häufig mit Willkür einhergeht und die Beschwerden von Internierten, die an Botschaften gerichtet wurden, alles andere als übertrieben sind.“⁹⁵ Andere Formen von Gewalt, beispielsweise das willkürliche Inkarcerieren, fanden also ebenfalls statt. Häufig wurde auch von einer weiteren Form berichtet, nämlich der aktiven Vernachlässigung. So beschwerte sich Fanny Hoeßl:

Wir haben aber noch viele Kranke, ja Schwerkranke. Der Doktor erkundigt sich, wer Geld hat, aber auch dem schreibt er nur hastig ein Rezept. Die andern können „crever“, das ist sein und Herrn Fumets Lieblingswort wenn es uns Deutschen angeht.⁹⁶

⁹¹ Für Reaktionen, siehe Felle, *Stacheldraht*, 136; für Siege oder Niederlagen, siehe: Koebner, *Kriegsgefangen*, 133.

⁹² Ringer, *Boulevard*, pos. 882.

⁹³ Ringer, *Boulevard*, pos. 882.

⁹⁴ Hoeßl, *Gefangene*, 14.

⁹⁵ Farcy, *Camps*, 224.

⁹⁶ Hoeßl, *Gefangene*, 14.

Auch was die Verpflegung anbelangte, wurden die Internierten laut Hoeßl nicht nur vernachlässigt, sondern erniedrigt und selbst zu gewalttätigen Gedanken gebracht:

Den Soldaten, es sind 150 an der Zahl, wird ihre gamelle gebracht, Schweinefleisch mit Erbsen. Die Mütter schleichen heran, näher und näher. Hier der Soldat kann nicht alles essen; der eine meint wohl, ein bébé allemand brauche nur eine Kugel, aber die anderen lassen sich röhren von den blauen Guckaugen, und die Fingerlein lecken die Töpfe so blank, wie nie ein französisches Geschirr es war. Die Männer sehen heißhungrig zu von der Ferne. Einer knurrt: Gäbe man uns nur Holz zu sägen, wir wollten den Kerlen, die nicht einmal richtig ein Gewehr anpacken können, zeigen, wie ein Deutscher arbeitet. Aber hungern, nein, wir erschlagen sie.⁹⁷

Gewalt war deutlich präsenter in vielen französischen Lagern, was diese eher den kanadischen Verhältnissen näherbringt als den britischen.⁹⁸ Auch dort wurde immer wieder von willkürlicher Gewalt gesprochen. Solche Einstellungen, ebenso wie solch ein Verhalten, erhärtet die These, dass bereits vor dem Krieg ein verhärteter Diskurs existierte. Gerade die bereits bestehenden Animositäten führten zu schnellerer und stärkerer Feindseligkeit, ebenso wie zu einer schlechteren Behandlung der Internierten. Dies wird vor allem beim Thema Essen deutlicher.

Während Essen auch ein Problem in der frühen Phase der britischen Internierung darstellte, blieb es in Frankreich ein dauerhafter Konfliktpunkt.⁹⁹ Nach schlechteren Startbedingungen, wahrscheinlich aufgrund der schnellen und notdürftigen Lagervorbereitungen, sorgte die Möglichkeit, dass deutsche Staatsbürger selbst kochen konnten, ähnlich wie in Großbritannien für eine gewisse Ruhe. So schrieb Hellmuth Felle noch im Juni 1917, seinem 967. Tag in Gefangenschaft: „Bohnen und Reis aus der Franzosenküche sind muffig und voller Würmer. Wir kochen daher auf unserem Öfchen und machen mal wieder Pfannkuchen mit Salat.“¹⁰⁰ Dass die Möglichkeit, eigenes Essen zuzubereiten von Wichtigkeit war, ist nicht verwunderlich. So argumentiert auch Keir Waddington, dass Essen „als Träger von Bedeutung im größeren Kontext der Heimat, Nation und Reich“ fungierte und daher eine besondere Bedeutung für jene hatte, die genau wegen dieses Kontexts interniert worden waren.¹⁰¹ Essen und Kantinen waren Ankerpunkte im speziellen Leben der Internierten, sowohl zeitlich als auch räumlich: „Diese Mahlzeiten sind der Takt unseres Lebens durch die Jahre.“¹⁰² Für die Internierten stand Essen also

⁹⁷ Hoeßl, *Gefangene*, 11.

⁹⁸ Kordan, *Canada*, 71.

⁹⁹ Zum Beispiel: H. H., *Lehrerin*, 275–276.

¹⁰⁰ Felle, *Stacheldraht*, 137.

¹⁰¹ Waddington, „Sausage“, 1019.

¹⁰² Auburtin, *Frankreich*, 113.

häufig im Mittelpunkt, wurde genauestens begutachtet und konnte auch als Erleichterung der Umstände genutzt werden. So erzählte Helene Schaarschmidt von Internierten, die Restauranterlebnisse anboten und von Boetticher beschrieb folgende Szene:

Der zweite, Herr Schuster, war ebenfalls bei Ausbruch des Krieges Koch in Paris. Er ist dürr, blaß' und klein, aber energisch und scharf wie ein Terrier ohne Gitter vorm Gebiß. Herr Schuster ist der gesuchteste Mann im Lager. [...] Herr aus dem Dahl kommt jeden Morgen zu Herrn Schuster hin; er winkt ihm von der Barackentür zu und geht dann mit ihm auf das vor meinem Fenster liegende kleine Feld. Hier spazieren die beiden Herren fast eine halbe Stunde auf und ab, denn Wichtiges drängt nach Gestalt: das zweite Frühstück und Menu will zusammengestellt sein. Zuerst wird aufgezählt, was ihm durch die französischen „Hilfsposten“ zur Verfügung steht: etwa ein Fasan, Schweinsrippchen mit Kraut oder eine Hammelkeule mit rotem Kohl; dann kommt die eigene Vorratskammer an die Reihe: ein dutzenderlei [sic] Konserven, kalte Herrlichkeiten in Gelee, Weine, Liköre, Gewürze und Essensen zur Bereitung kunstvoller Saucen geeignet; zuletzt werden die Möglichkeiten für aufreibende Leckerbissen, süße Speisen und Desserts erwähnt. Sorgfältig werden die Voraussetzungen gegeneinander abgewogen. [...] Das dürre Köchlein überlegt. Sein Auftraggeber steht sorgenvoll vor ihm da. [...] Schießt aber Herr Schuster dann plötzlich aus seinen Überlegungen mit einer glücklichen, den Gaumen kitzelnden Idee, etwa einem Frühstück von Nieren in Sauer mit einer Sauce aus Madeira und Champignon, so kichert jäh ein unartikulierter Laut aus Herrn Aus dem Dahl [sic] heraus, sein Gesicht nimmt einen überirdischen Glanz an.¹⁰³

Über Essen wurde also gerne gesprochen, vor allem wenn es genügend gab. Die Auflistung alleine lässt zu dem Schluss kommen, dass Essensnot, wenn nicht erdacht, so doch wenigstens sehr ungleich verteilt war. In den Berichten des Roten Kreuzes war ähnlich selten die Rede von Problemen mit der Verpflegung der Internierten.¹⁰⁴ Wie unterschiedlich allerdings die Wahrnehmungen sein konnten, wird in Hellmuth Felles Tagebuch deutlich, der im August 1917 schrieb:

Schon ist der Mann vom Stubendienst beschäftigt, den in der Küche geholten Kaffee einzuschenken. Ich trinke ihn meist zusammen mit meinem Kameraden Fritz. Ein Stück Brot wird dazu gegessen, entweder trocken oder mit einem von zu Haus erhaltenen Belag oder solchem aus der Kantine. In letzter Zeit konnten wir ab und zu Speck kaufen. Wir lassen ihn aus und geben ein Drittel oder bis zur Hälfte Palmutter zu. Das schmeckt nicht schlecht. Allerdings wäre uns Eingemachtes lieber. Das hat aber einen Haken, denn Früchte und Gemüse dürfen im Lager nicht verkauft werden. [...] Wenn wir nur Kartoffeln bekommen könnten. Ich vermisste so sehr Zucker oder Marmelade.¹⁰⁵

¹⁰³ Boetticher, *Erlebnisse*, 130–132.

¹⁰⁴ Naville und Berchem, *Bericht*.

¹⁰⁵ Felle, *Stacheldraht*, 144 f.

Auch wenn Felles Essen nicht unzureichend erscheint, ist hier auch die Notwendigkeit der familiären Unterstützung sichtbar, die nicht alle Internierten hatten. Man war sich dieser Unterschiede auch im Lager selbst bewusst. So wurde wenig später, laut Felle, der Direktion des Lagers eine Beschwerde übermittelt, die bereits auf dem ersten Punkt anführte: „Vollständig unzureichende Ernährung, durch die der grösste Teil der Internierten, namentlich die weniger Bemittelten, gezwungen sind, Hunger zu leiden.“¹⁰⁶ Von Boetticher und Felle waren beide auf der Île Longue interniert, also spricht hier nichts für einen Unterschied zwischen den Lagern sondern eher zwischen den monetären Möglichkeiten der Internierten. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass sich einige Internierte eher wegen der Essenslage misshandelt fühlten als andere.¹⁰⁷ Schließlich war die Erfahrung von schlechtem Essen tief verwurzelt mit der Realisation des Verlusts der Selbstbestimmung, wie bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnt. Darüber hinaus betrafen Strafen auch immer wieder das Zurückhalten oder Wegnehmen von Essensvorräten und führten in einigen Fällen, wie beispielsweise auf der Île d’Yeu, zu sogenannten „révoltes du pain“, nicht unähnlich der Revolte in Großbritannien.¹⁰⁸ Hierbei ist allerdings erwähnenswert, dass sich die Revolte in Großbritannien 1914 ereignete, während die Revolten in Frankreich auch später noch auftraten. Der Verlust der Selbstbestimmung war in Frankreich alleine schon wegen des Essens also deutlich spürbarer, wobei persönliche Mittel, aber auch Lagerunterschiede eine Rolle spielten. Dass die Qualität der Internierung nicht nur am Geld lag, wie man es bei Herrn aus dem Dahl sah, wird in den unterschiedlichen Lebensstandards der Lager selbst deutlich.

Die Erfahrungen der Lebensumstände konnten, je nach Aufenthalt, drastisch variieren, wie allein der Bericht von Hilda Schuon zeigt. Ihr erstes Lager in Thiers wurde als „Leben in Staub und Schmutz“ beschrieben.¹⁰⁹ Wenig später, als Schuon in das *Camp de la Fontaine du Berger* gebracht wurde, konnte sie darüber nur schreiben, dass es „vom hygienischen Standpunkt her betrachtet“ befriedigend war.¹¹⁰ Viele der Internierungsorte sind, laut Farcy, kaum als Lager klassifizierbar, waren sie doch häufig auch öffentliche oder private Gebäude, die viele Leute beherbergen konnten. Diese, häufig verlassenen Gebäude waren in der Kürze der Zeit nicht für eine Bewohnung hergerichtet worden und daher zwangsweise in keinem guten Zustand, gerade zu Beginn des Krieges. Die Beschreibungen der Baracken in den tatsächlichen Lagern deuteten allerdings ebenfalls auf schlechte

¹⁰⁶ Felle, *Stacheldraht*, 144.

¹⁰⁷ Felle, *Stacheldraht*, 145.

¹⁰⁸ Farcy, *Camps*, 337.

¹⁰⁹ Schuon, *Tagebuch*, 8.

¹¹⁰ Schuon, *Tagebuch*, 9.

Umstände hin. Diese Probleme konnten sich auch langfristig halten, kamen sie auch in der von Felle beschriebenen Beschwerde vor:

2. Nach Aussage der Direktion wird es voraussichtlich in den kommenden Wintermonaten vollständig an Beleuchtungsmitteln fehlen, so dass [sic] wir gezwungen sind, während dieser Monate abends im Dunkeln zu sitzen.
3. Die Baracken können nach Aussage der Direktion nicht ausgebessert werden, weil es an Dachpappe und Teer fehlt, so dass es in den regnerischen Wintermonaten überall durchregnen wird.¹¹¹

Wie sehr die Barracken zu diesem Zeitpunkt bereits gelitten hatten, machte Felle in einem anderen Tagebucheintrag deutlich: „Während der Nacht weckte mich das Brausen des Sturms einige Male. Er blästaus [sic] der Biskaya. Die Barracken ächzen und zittern. [...] In den Pausen hört man das Ticken des Holzwurms. Er arbeitet unermüdlich, auch in uns. Nicht nur das Holz wird alt, morsch und faul, auch unser Inneres wird durch die endlose Zeit zernagt.“¹¹² Die Lager hatten ebenfalls nicht viel Platz, was zu Diskussionen über Grenzen in einem, auf 70cm² verteilten, Lebensraum führen konnte.¹¹³ War gerade die frühe Phase laut Farcy von Überbevölkerung und Unordnung geprägt, so schien sich in einigen Fällen auch nur wenig zu ändern. Zwar spiegelten die Berichte des Roten Kreuzes solche Zustände nicht wieder, allerdings wurden die Besuche zur Anfertigung solcher Berichte von den Internierten nicht ernst genommen. 1915, also schon nach der ersten Phase der Internierung, erschien ein bissiger Artikel in der Lagerzeitung *Insel-Woche* von der Île Longue und mokierte: „Donnerstag bringt uns den Besuch eines Deputierten, der wegen Regenmangel keine Gelegenheit hat die natürlichen Duschbäder in den Baracken zu bewundern und daher einen vorzüglichen Eindruck vom Lager mit nach Hause nimmt.“¹¹⁴ Dies war für die Internierten, also eine Erklärung für die fehlenden Verbesserungen. Es konnte aber auch wieder von Lager zu Lager unterschiedlich sein, boten beispielsweise die Familienlager oder das Lager auf Korsika genügend Platz. Fast schon ironischerweise ist auf Fotografien des Lagers in Garaison zu sehen, dass alle Hütten zusammen mit einem Grundstück innerhalb des Lagers noch einmal individuell umzäunt waren.¹¹⁵ Auf Korsika berichtete Auburtin ähnliches, als er schrieb: „Jeder hat seine kleine Villa, in der er sich nach deutscher Weise möglichst vom Nachbar zu isolieren sucht“.¹¹⁶ Ob es sich nun um

¹¹¹ Felle, *Stacheldraht*, 147.

¹¹² Felle, *Stacheldraht*, 146.

¹¹³ Boetticher, *Erlebnisse*, 122.

¹¹⁴ „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 15. August 1915, 4.

¹¹⁵ Richard, *Garaison*, 83.

¹¹⁶ Auburtin, *Frankreich*, 119.

die deutsche Weise der Isolation handelte, wie Auburtin sagte, oder um die Wiedererlangung von Normalität ist nicht klar, die Intentionen werden variiert haben. Hellmuth Felle beispielsweise sprach letzteres an, als er über die Errichtung eines Orchesters schrieb: „Wir waren ja so hungrig auf alles, was an Kultur Zivilisation erinnerte.“¹¹⁷ Im Hinblick auf die Lebensbedingungen unterschieden sich die Lager in Frankreich also eindeutig von jenen in Großbritannien, gerade auch weil sie anhand unterschiedlicher Kriterien aufgebaut waren. Während in Großbritannien die Klasse der Internierten einen großen Einfluss auf den generellen Lebensstandard im Lager hatte, waren die großen Unterschiede zwischen den Lagern in Frankreich nicht zwingend auf Geld zurückzuführen. Familien mussten nicht zwingend reich sein, um sogar kleine Hütten mit Grundstücken und Zäunen errichten zu können. So kamen sie in diesem Fall einer Normalität näher, als die gut-betuchten Internierten in Großbritannien und konnten den Hunger auf Zivilisation stillen, wie Felle es beschrieben hatte. Darüber hinaus zeigen solche Zäune auch, dass die Internierten gewillt waren, sich trotz einer bereits bestehenden Gefangennahme weiter zu begrenzen, wenn dies als Abtrennung persönlichen Raums geschah. Natürlich konnten solche Handlungen der Normalität nur nachbilden, sie nicht vollkommen ersetzen.

Trotz einer Vielfalt an verschiedenen Lebensstandards bedeutete das Leben in den Internierungslagern immer noch Einbußen im Vergleich zum Leben davor, zur Normalität davor und ging mit Empörung einher. Verbesserungen konnten die Lebensstandards außerhalb der Lager nicht ersetzen, auch wenn sie berichtet wurden. So beschwerte sich Hellmuth Felle zwar darüber, dass er seit Jahren weder Zucker noch Zuckerersatz erhalten hatte, schrieb wenige Monate später aber auch darüber, dass Zucker wieder verfügbar sei.¹¹⁸ Bei der Betrachtung Garisons und den Aufzeichnungen Alphons Woelfles wird deutlich, dass hauptsächlich die Familienlager einer Normalität nahekamen. Dort gab es individuelle Hütten, Gärten, eine funktionierende Infrastruktur und sogar die Möglichkeit die Natur zu erkunden oder die weniger feindseligen Dörfer in der Nähe.¹¹⁹ Wie wichtig gerade der letzte Punkt war, wurde in dessen Einschränkung deutlich:

Schlummer waren die Abende. Da hatte ich die Läden geschlossen und im Kamin ein flackerndes Holzfeuer angezündet. Seit einiger Zeit waren uns die Spaziergänge untersagt worden und ich sah mich, abgesehen von den notwendigsten Besorgungen in der Stadt, immer an's [sic] Haus gefesselt. So machte ich denn in den Abendstunden nach dem Diner meine Promenade im Zimmer. Das war sehr groß und hoch und hatte einen roten Steinboden. Ich

¹¹⁷ Felle, *Stacheldraht*, 126. [Korrektur im Original]

¹¹⁸ Felle, *Stacheldraht*, 143, 151.

¹¹⁹ Alphons Woelfle, *Claudio. Aus den Aufzeichnungen eines gefangenen Poeten*. (München: Delphin, 1917), 15–16, 40–45.

konnte zwei Arten von Spaziergängen darin unternehmen: einen zwischen Tür und Fenster, und einen, wenn's mir zu langweilig wurde, um den Tisch herum, der führte immer hart am Kaminfeuer vorbei und war deshalb romantischer. [...] Aber all das verhinderte nicht, daß das Gefühl der Einsamkeit und der Sehnsucht oft schwer auf mir lag.¹²⁰

Bei dem Buch von Alphons Woelffle ist nicht klar, ob es sich bei dessen Beschreibungen um Fiktion handelt, Beschreibungen eines anderen oder um eine fiktive Figur. Viele der beschriebenen Abläufe passen in das Zeitschema der anderen Berichte, können aber auch durch bereits veröffentlichte Erfahrungsberichte angeglichen worden sein. Wie wichtig diese Spaziergänge waren, wird allerdings auch in den Berichten von Gertrud Koebner oder Helene Schaarfsschmidt aus Garaison deutlich.¹²¹ In den Lagern war nur dann eine Annäherung an Normalität möglich, wenn diese groß genug waren um eine starke Lagerkultur zu entwickeln. Als Hellmuth Felle das erste Mal vom Lager in Usèz nach Île Longue verbracht wurde, war er überwältigt von den Unterschieden wie einer freien Aussicht und Sportplätzen: „Wieder einmal Wasser, Feld und Hügel zu sehen, hatte für mich etwas Erschütterndes. [...] Aber da war doch ein gewaltiger Unterschied zwischen unseren früheren Lagern und dem neuen. Da hatten z. B. die Gefangenen mit viel Mühe und Kosten einen Sportplatz gebaut und das war ein Segen für das ganze Lager.“¹²² Wie in Großbritannien also, konnten solche Lager durch Angebote eine gewisse Normalität wiederherstellen. Kleinere Lager wiederum hatten Probleme, solche Strukturen aufzubauen oder am Laufen zu halten.¹²³ Auch ähnlich zu Großbritannien, wie durch die Zäune bereits angedeutet wird, war die Tatsache, dass je mehr Normalität errichtet werden sollte, desto größer wurde auch die Trennung zwischen den Internierten innerhalb der Lager.

Wo soziale Strukturen auftauchen konnten, kamen soziale Trennlinien mit ihnen. Hermann von Boetticher schrieb beispielsweise über die Île Longue: „Klubs bildeten sich und Klassen: die ganz Feinen, die Feinen, die Reichen, die Wohlhabenden, die Kleinbürger und Handwerker, die Proletarier, Rechtlosen und Armen.“¹²⁴ Einige Personen waren flexibler und konnten sich den Umständen anpassen, andere prangerten diese ungleiche Trennungen an, wie die Beschwerde von Felle gezeigt hat. Für jene allerdings, die diese Strukturen internalisiert hatten, war das gemeinsame Internieren verschiedener Klassen ein Verstoß gegen die Ordnung. Das Kindermädchen Dora Coith machte diese Empörung deutlich, als sie

¹²⁰ Woelffle, Claudio, 45.

¹²¹ Koebner, *Kriegsgefangen*, 185; Schaarfsschmidt, *Erlebnisse*, 40–41.

¹²² Felle, *Stacheldraht*, 125–126.

¹²³ Pöppinghege nennt diverse Gründe für das Fehlen von Strukturen. Siehe: Pöppinghege, *Lager*, 111–112.

¹²⁴ Boetticher, *Erlebnisse*, 118.

eine Herzogin in ihrem Lager beschrieb: „Da wusch sie, die in einem Schloß aufgewachsen war, für die gefangenen Männer die Wäsche unten im Fluß, um sich ein paar Sous zu verdienen. Auch sie war nach einigen Wochen kaum wiederzuerkennen, so sehr hatte sie sich verändert.“¹²⁵

Klasse war trotz alledem nicht verschwunden, wie die Quellenberichte über Essen bereits angedeutet haben. Jeder Gegenstand in den Lagern kostete einen Aufpreis, von medizinischer Versorgung bis hin zu Lebensmitteln.¹²⁶ Viele Berichte, auch die positiv gestimmten, berichten von Lebensmittelpreisen und Privilegien, die sogar die Rückkehr nach Deutschland beeinflussten.¹²⁷ Geld, oder dessen Fehlen, waren enorme Faktoren für die Gestaltung der Internierungserfahrung, so waren einige beispielsweise sogar auf Lebensmittel spenden angewiesen.¹²⁸ Dies lag nicht zwingend an der Klasse der jeweilig Internierten sondern auch an den Mitteln der Netzwerke außerhalb der Lager, bestimmten doch die Mittel der Familien und Freunde außerhalb der Lager auch die Art der Versorgung, die sie in das Lager schicken konnten.¹²⁹ Klasse oder zumindest monetäre Ungleichheiten machten sich auch auf anderem Wege bemerkbar. In Frankreich mussten beispielsweise Zivilisten nicht so häufig arbeiten, wie es Kriegsgefangene taten, mussten aber auch *corvées* ableisten, um ihre Lager zu errichten oder instand zu halten.¹³⁰ Jene mit Geld konnten andere dafür bezahlen, ihre Aufgaben übernehmen zu lassen. Auch bestand die Möglichkeit, den Beruf innerhalb des Lagers fortzuführen, wie es der Koch Herr Schuster getan hatte. Anzeigen in der *Insel-Woche*, aber auch Bilder aus Garaison zeigen, dass sich zum Teil ganze industrielle Strukturen in den Lagern herausgebildet hatten.¹³¹ Doch änderte sich die Internierungserfahrung nicht nur mit der Klasse oder dem Beruf. Auch ethnische Unterschiede konnten diese Erfahrung beeinflussen. Dabei konnten schon ethnische Unterschiede zwischen Elsässern und Nicht-Elsässern zu solchen Abweichungen führen.

¹²⁵ Coith, *Kriegsgefangen*, 51.

¹²⁶ Siehe z. B.: „Sportecke“, *Die Insel-Woche*, 8. April 1917, 3; Hoeßl, *Gefangene*, 13.

¹²⁷ Hoeßl, *Gefangene*, 14, 37; Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 52; Schuon, *Tagebuch*, 13–14; Ringer, *Boulevard*, pos. 204.

¹²⁸ Naville and Berchem, *Bericht*, 55, 59.

¹²⁹ Boetticher, *Erlebnisse*, 117–119.

¹³⁰ Simon Giuseppi, „L'internement en Corse de Civils Étrangers pendant La Grande Guerre“, *Migrations Société*, 156:6 (2014), 101.

¹³¹ „Anzeigen“, *Insel-Woche*, 8. April 1917, 3; Cédric Boët, „Des échanges et des flux multiples“, in *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 108.

4.3 Die Erfahrung der Elsässer

Zuerst muss betont werden, dass auch innerhalb der elsässischen Bevölkerung, die Internierung erlebte, starke Unterschiede herrschten. Es lebten Menschen mit elsässischem Hintergrund in Frankreich, die teilweise noch die deutsche Staatsbürgerschaft und teilweise die französische Staatsbürgerschaft hatten.¹³² Erstere wurden zumeist interniert, letztere konnten, wenn sie ihre Loyalität zu Frankreich offensichtlich machten, mit Sympathie und Hilfe rechnen.¹³³ Gerade die Anordnung der französischen Regierung zu Beginn des Krieges hatte klar gestellt, dass diese bei bekannter Loyalität mit einer Vorzugsbehandlung rechnen konnten.¹³⁴ Doch gab es auch Elsässer, die in Deutschland lebten, und trotzdem als Zivilisten in französische Internierungslager wanderten. So stellte Patrick Williams fest, dass Frankreich, nachdem es in den ersten Wochen einige Teile Elsass-Lothringens eingenommen hatte, begann, mobilisierbare Männer zu evakuieren.¹³⁵ Jean-Claude Farcy sprach von 8.000 solcher Evakuierten.¹³⁶ Ähnlich wie in Großbritannien sollten sie nicht als Soldaten gegen Frankreich eingesetzt werden können, sollte das deutsche Kaiserreich diese Gebiete zurückerobern.¹³⁷ Auch hier spielte die Loyalität eine wichtige Rolle: „Verdächtige“ Zivilisten sollten umgehend in spezielle Lager in die Midi, also nach L’Ardèche, la Drôme und le Vaucluse gesandt werden.¹³⁸ Zivilisten, bei denen die Gesinnung „unklar“ war, sollten unter Beobachtung gestellt werden und hatten eine weiße Karte bei sich zu tragen. Treue Frankophile erhielten eine Karte in den Farben der Trikolore und blieben unbehelligt, solange sie nicht als „Wanderer, Jahrmarktsarbeiter oder Roma“ klassifiziert wurden.¹³⁹ Diese fielen automatisch in die zweite Kategorie und durften sich nicht frei und ohne Überwachung bewegen.¹⁴⁰ Gerade der letzte Punkt zeigt, dass Loyalität zwar ein enorm wichtiger Faktor war, Rassismus aber auch das Denken des französischen Staates beeinflusste. So wichtig die Erfahrungen der genannten Elsässer sind, werden sie an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden. Wichtig für die

¹³² Jean-Claude Farcy, „Droit et justice pendant la Première Guerre mondiale. L'exemple de la France“, *Ler história* 66 (2014), 123.

¹³³ Siehe: „L’Alsacien-Lorrain de Paris Gratuit pour les Combattants et les blessés Alsaciens-Lorrains“, *L’Alsacien-Lorrain de Paris* 3. Oktober 1915, 1.

¹³⁴ Farcy, *Camps*, 11.

¹³⁵ Patrick Williams „Les Alsaciens-Lorrains romanichels pendant la Première Guerre Mondiale: Un cas d'école?“, *L'homme* 182:2 (2007), 89.

¹³⁶ Farcy, *Droit*, 125.

¹³⁷ Williams, „Romanichels“, 89.

¹³⁸ Williams, „Romanichels“, 89.

¹³⁹ Williams, „Romanichels“, 89.

¹⁴⁰ Williams, „Romanichels“, 89.

sen Unterpunkt sind hauptsächlich jene Elsässer, die interniert wurden. Das schließt dementsprechend auch nicht-internierte Elsässer in Frankreich aus, so weit sie sich nicht über die Internierung von Elsässern äußern.

Wie die Internierung zu Beginn des Krieges wahrgenommen wurde, hing also noch stärker von der eigenen und wahrgenommenen Beziehung zu Frankreich ab und färbte auch die Erfahrung innerhalb der Lager. So sprach sich die Autorin eines deutschen Textes, die unbenannt blieb aber in der British Library als Stephanie S. geführt wird, sehr negativ über die Evakuierung aus. Sie bezeichnete sich als „Märtyrerin“ und eine der „Verschleppten“.¹⁴¹ Ihr war wichtig ihre Erfahrungen aufzuschreiben und besonders „den Elsaß-Lothringern [zu erzählen], wie ich, eine Französin, mit einem Deutschen verheiratet, in Frankreich behandelt worden bin, obgleich ich ganz unschuldig war.“¹⁴² Auf der anderen Seite, wurden ähnliche Berichte über Elsässer in den deutschen Gebieten beschrieben, wo frankophile Elsässer gefangen genommen worden seien.¹⁴³ Wie also deutlich wird, waren die Erfahrungen im Elsass enorm divergent. Diese Divergenz würde ich sich auch in den Lagern fortsetzen.

Für die Gestaltung der Lager spielte die Aufteilung nach Ethnie und wahrgenommener Loyalität zu Frankreich eine größere Rolle als in Großbritannien, wo Klasse ein starker Trennfaktor gewesen war. Während also Frankreich in der initialen Internierung weniger nach Geschlecht, Alter oder Staatsbürgerschaft differenziert hatte, so separierte es die Internierten im Verlauf der Internierung deutlich kleinteiliger.

Hierbei spielte die Ethnie der Feindstaatenangehörigen eine große Rolle bei der Aufteilung der Lager: Sie wurden in Mehrheitsgruppen wie Ungarn, Österreicher und Deutschen aufgeteilt als auch in Minderheitsgruppen wie Elsässer Tschechen, Polen und andere.¹⁴⁴ Zudem war, wie bereits erwähnt, die Beziehung des Internierten zu Frankreich von Bedeutung. Frankophile Elsässer oder Deutsche die in der Fremdenlegion gedient hatten, erhielten beispielsweise eine bessere Behandlung als ihre angeblich verdächtigen Gegenstücke.¹⁴⁵ Dieser Unterschied in der Behandlung führte gerade zu Beginn der Internierung zu Unmut, sahen einige Internierte diese Besserbehandlung als Bevorzugung und die besser gestellten Internierten entweder als hinterhältige Deutschlandhasser oder als Opportunisten: „Leider waren ja unter meinen Mitgefangenen welche, die deutschfeindlich ge-

¹⁴¹ Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer (Hsg.), *Schicksale einer Verschleppten in Frankreich. Von ihr selbst erzählt* (Straßburger Druckerei, Straßburg: 1914), 1, 5.

¹⁴² Lienhard und Kannengießer, *Schicksale*, 5.

¹⁴³ Paul Appell, *Souvenirs d'un alsacien 1858–1922* (Payot, Paris: 1923), 258.

¹⁴⁴ Grandhomme, „Finistère“, 795–796.

¹⁴⁵ Grandhomme, „Finistère“, 797–798.

sinnt waren, besonders einige Tschechinnen und Elsässerinnen, vielleicht hingen sie auch den Mantel nur nach dem Wind“.¹⁴⁶ Andere sahen die Schuld eher in Frankreich, dass Gruppen gegeneinander ausspielen würde: „Da kommt gar noch durch den Torbogen ein Karren mit Decken, ganz dünnen freilich und der Fuhrmann will nur denen eine geben, die ‚vive la France!‘ rufen. Tschechen und Welsche tun es auch.“¹⁴⁷ Diese ethnischen Spannungen würden sich mit der Verlegung der jeweiligen Gruppen nach und nach lösen.¹⁴⁸ Es ist nicht so abwegig, dass der französische Staat jenen Individuen gegenüber wohlwollend eingestellt war, die er als hilfreich für Frankreich betrachtete. Männliche Elsässer zum Beispiel konnten einer Internierung entgehen, wenn sie sich der Fremdenlegion anschlossen.¹⁴⁹ Dass dies Wirkung zeigte, wird an der schnellen Abnahme von internierten Elsässern im Finistère Lager deutlich.¹⁵⁰ Allerdings war die Stimmung in Frankreich nicht nur wohlwollend gegenüber Elsässern, wurde diese Hilfe von französischen Offiziellen auch in Frage gestellt. So fand es der Bürgermeister von Plougasnou merkwürdig, dass der Elsässer Victor Kapps mit seiner Familie dort hinziehen und Arbeit aufnehmen konnte, war er doch Ausländer.¹⁵¹ Noch 1915 wurde ein Buch veröffentlicht, das die Internierung und Gleichbehandlung von Elsässern innerhalb der Lager anprangerte und forderte, dass diese besser als die Feinde behandelt werden sollten:

Wir bitten darum, dass sie nicht mit anderen verwechselt werden und dass sie in Konzentrationslagern auch nicht mit anderen vermischt werden. Da wir selbst Elsässer sind, wissen wir, wie schmerhaft ein solches Zusammengepfercht-sein für sie sein kann, insbesondere in Zeiten wie denen, die wir gerade durchleben. Für sie fordern wir eine sanftere, liberalere Behandlung, die sich deutlich von der unterscheidet, der unsere Feinde in den Konzentrationslagern ausgesetzt sind.¹⁵²

Insofern konnte sich also die Internierung der Elsässer stark von der der anderen Staatsbürger unterscheiden. Waren sie französisch eingestellt, konnten sie mit Erleichterungen oder sogar Freilassung rechnen und ihre Internierung verkürzen, fühlten sich aber potenziell nicht wohl unter den anderen Internierten. Waren sie eher deutschgesinnt, so blieben sie in den bewachten Lagern ohne Vorteile. Wie diese Loyalität dargestellt wurde, machte sich an der Sprache fest. Französisch-

¹⁴⁶ Coith, *Kriegsgefangen*, 44.

¹⁴⁷ Hoeßl, *Gefangene*, 12.

¹⁴⁸ Grandhomme, „Finistère“, 796.

¹⁴⁹ Grandhomme, „Finistère“, 797; Farcy, *Camps*, 11.

¹⁵⁰ Grandhomme, „Finistère“, 797.

¹⁵¹ Grandhomme, „Finistère“, 797.

¹⁵² Unbekannt, *Les Alsaciens-Lorrains en France pendant la guerre* (Berger-Levrault, Paris: 1915), 188.

sprachige Texte betonten immer wieder die Loyalität zu Frankreich, Texte auf Deutsch waren eher deutschgesinnt. Eine spezifisch elsässische Sicht, die sich keinen von beiden Lagern zuordnete, wurde nicht akzeptiert. Dabei gab es sie, wie das Nachkriegskapitel zeigen wird. Der Diskurs um nationale Identität war also gerade bei der Gruppe, die zwischen beiden lag, so verhärtet, dass eine Position im Zwischenraum der beiden Identitäten unmöglich schien. Ja, selbst wenn diese Personen aktiv zu einem Lager zugesprochen wurden, konnten sie die jeweilige Feindeszugehörigkeit nicht zwingend abschütteln. Die Elsässern, die weiterhin in bewachten Lagern blieben, wurden als Deutsche gesehen und auch wie solche behandelt. Für sie war die Erfahrung der Internierung nicht anders.

4.4 Gegenderte Internierung, Langeweile und Sex

Der Begriff Elsässer, wie er im vorangegangenen Teil genutzt wurde, würde denken lassen, es habe sich nur um Männer gehandelt, die interniert wurden. Generell wurden die Erfahrungen in den Lagern auch im vorangegangenen Kapitel eher als männlich beschrieben. Frauen existierten nur stellvertretend oder durch das Leiden, welches ihr Fehlen auslöste. In Frankreich waren Frauen auch physisch in den Lagern präsent, zumindest zu Beginn der Internierung. Während die Internierung von Frauen in anderen Zeiten bereits beleuchtet wurde, fehlt ein spezifisch auf Frauen gerichteter Blick in der Erforschung von Internierungslagern im Ersten Weltkrieg.¹⁵³ Erste Versuche wurden im Rahmen der Studie von Panikos Panayi und Stefan über Internierung im Britischen Empire gemacht, wo gegendernte Internierung ebenfalls präsent war, und die neuen Funde zu Tage brachte.¹⁵⁴ Natürlich muss auch hier, genau wie im ersten Kapitel, betont werden, dass Internierungslager nie nur Räume eines Geschlechts waren. Trotzdem führte der Einfluss von Weiblichkeit und weiblicher Identität zu einer unterschiedlichen Erfahrung der Internierung. Frauen erlebten einige Bereiche der Internierung anders.¹⁵⁵ Das soll nicht bedeuten, dass es einen monolithischen Gegensatz zwischen Frauen und Männern gibt oder gab. In ihrem Buch über Frauen und den Ersten Weltkrieg

¹⁵³ Siehe zum Beispiel: Charmian Brinson, „In The Exile of Internment‘ or ‚Von Versuchen, aus einer Not eine Tugend zu machen‘. Germany-Speaking Women Interned by the British During the Second World War“, in James Jordan und William Niven (Hg.), *Politics and Culture in Twentieth Century Germany* (London: Boydell & Brewer, 2003), 63–88; Bernice Archiver & Fedorowich Kent, „The Women of Stanley. Internment in Hong Kong 1942“, *Women’s History Review*, 5:3 (1996), 373–399.

¹⁵⁴ Siehe: Manz und Panayi, *Empire*.

¹⁵⁵ Stephanie Shields, „Passionate Men. Emotional Women. Psychology Construct Gender Difference in the Late 19th Century“, *History of Psychology*, 10:2 (2007), 96.

warnt Susan Grayzel richtigerweise davor, dass Generalisierungen von individuellen Erfahrungen aufgrund des Geschlechts irreführend sein können.¹⁵⁶ Allerdings, gerade wegen der strukturellen und sozialen Grenzen und Erwartungshaltungen innerhalb der beiden Gesellschaften, führten bestimmte Identitätsaspekte zu einem ähnlichen Erfahrungsmuster. Da Erfahrungen zur Einordnung auf ihre zeitgenössischen Denkmuster angewiesen sind, formten die gegensätzlichen Annahmen über Geschlecht und der zeitgenössische Genderdiskurs die Erfahrungen genauso stark, wie beispielsweise nationale Identität. Sie können so helfen, bestimmte Themen der Erfahrung besser zu verstehen. In diesem Sinne ist es wichtig, zeitgenössische Konzepte über Geschlecht und ihren Einfluss auf die physische und psychische Internierungserfahrung zu verstehen. Wird dieses Grundlagenwissen auf die Internierungserfahrung angewandt, kann ein vollständigeres Bild davon entstehen, wie Identität diese beeinflusste. Um den Diskurs über Frauen zu verstehen, ist es jedoch auch wichtig, nicht nur Frauen- sondern auch Männerbilder zu kontextualisieren.

In einem zivilen Vorkriegskontext wurde Männern innerhalb der Familie die Rolle des Versorgers und Familienoberhauptes zugeschrieben.¹⁵⁷ Die Rolle der Frau, so wurde angenommen, lag stärker im häuslichen Bereich und hatte nicht die Menge an Lob verdient, wie männliche Rollen.¹⁵⁸ Dies verband sich auch mit der Frage des Individualismus, also inwiefern eine Person selbstbestimmt lebt und als unabhängig von anderen gesehen wurde. Während die meisten Männer als freie Individuen angesehen wurden, die für ihre Familie arbeiten und sorgen konnten, waren Frauen auch innerhalb der häuslichen Sphäre stark an ihre Brüder, Väter oder Männer gebunden. Man denke nur an die französischen Frauen, die wegen der Staatsbürgerschaft ihrer Männer interniert wurden oder daran, dass nur britische Frauen ihre Staatsbürgerschaft nach der Eheschließung mit einem deutschen Staatsbürger abgaben. Die männliche Identität, gerade auch im Krieg, wurde mit Aktivitäten wie Arbeit und Kampf verbunden, denn „Männer [waren] nach damaliger Auffassung für Kampf und Arbeit bestimmt“.¹⁵⁹ Frauen wiederum wurden andere Eigenschaften wie Unschuld, Höflichkeit und eine höhe-

¹⁵⁶ Susan Grayzel, *Women and the First World War* (London: Longman, 2002), 6.

¹⁵⁷ Ein gegenderter Ansatz bezüglich der Identität von Vätern in Internierungslagern während dieser Zeit kann hier gefunden werden: Joanna Brück, „A Good Irishman should blush every Time He sees a Penny‘. Gender, Nationalism and Memory in Irish internment camp Craftwork 1916–1923“, *Journal of Material Culture*, 20:2 (2015), 166–167; „Heimweh“, *Insel-Woche*, 14. April 1918, 1.

¹⁵⁸ Grayzel, *Women*, 6.

¹⁵⁹ Livia Loosen, *Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs. Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, 1884–1919* (Transcript: Bielefeld, 2014), 89; Farcy, *Camps*, 278–279.

re Sensibilität für Scham zugeschrieben.¹⁶⁰ Wie sehr Männer und Frauen als Gegensätze betrachtet wurden, lässt sich an dem zeitgenössischen Bild vergeschlechtlicher Staaten zeigen. Das deutsche Kaiserreich wurde als maskulin gesehen, Frankreich als feminin.¹⁶¹ Mit der „Militarisierung der Männlichkeit“, wie Panayi und Manz es genannt haben, wurde Kämpfen zum wichtigsten Identitätsmarker für Maskulinität.¹⁶² Frauen hatten zwar durch die Geschichte hindurch an Kriegen teilgenommen und zur Kriegsanstrengung beigetragen, aber erst mit dem Ersten Weltkrieg kam eine Verschiebung der Frau aus dem häuslichen Bereich in eher männlich dominierte Felder.¹⁶³ Angela Woollacott, die sich mit der weiblichen Sicht in Großbritannien während des Krieges beschäftigte, argumentierte, dass Frauen an der Heimatfront, „die Patronen, Sprengstoff, Waffen, Zelte, Uniformen und anderes Kriegsmaterial“ herstellten, ihre Arbeit als besonders wichtig empfanden, da es ihnen das beruhigende Gefühl gaben „eine wichtige Rolle in der Kriegsanstrengung zu spielen“.¹⁶⁴ Das Kämpfen selbst wiederum, wurde weiterhin als männliche Aufgabe betrachtet. So wurden wehrfähige Männer von Frauen auf der Straße angesprochen, um sie für ihren fehlenden Dienst an der Waffe zur Rede zu stellen.¹⁶⁵

Mit solchen allumfassenden Ideen von Geschlecht, welche Männlichkeit mit Krieg und Aktivität verband und Weiblichkeit mit Passivität, griff Internierung nun hauptsächlich zwei Grundpfeiler männlicher Identität an: Kämpfen und Arbeiten. Ohne Frauen wurde ihnen auch die Rolle des Versorgers genommen. In Großbritannien drehte sich diese Rolle sogar ins Gegenteil, denn nun waren die Männer abhängig von den Familien und ihren Gaben. Mit dem Fehlen der Selbstbestimmung, machte sich ein „tiefes Gefühl der Entmännlichung“ breit.¹⁶⁶ Eine Weise, wie diese vergeschlechtlichte Wahrnehmung gesehen werden kann, ist Inaktivität und Langeweile. Sogar im Kontext der Langeweile sprechen Historiker wie Farcy von eher männlicher Langeweile.¹⁶⁷ Dieses Gefühl wurde von den Män-

160 Loosen, *Frauen*, 89.

161 Christina B. Carroll, *Cultural Memory and National Representation. The Franco-Prussian War in French and German Literature 1871–1900* (Chapel Hill: Dissertation, 2010), 25–26.

162 Manz und Panayi, *Empire*, 18.

163 Grayzel, *Women*, 6.

164 Angela Woollacott, „Khaki Fever“ and its Control. Gender, Class, Age and Sexual Morality on the British Homefront in the First World War“, *Journal of Contemporary History*, 29:2 (1994), 332.

165 David Ulbrich und Bobby A. Wintermute, *Race and Gender in Modern Western Warfare* (Berlin, Boston: De Gruyter, 2018), 102.

166 Manz und Panayi, *Empire*, 18.

167 Farcy, *Camps*, 278–279.

nern nicht nur weitergetragen, sondern auch internalisiert. So schrieb der erst optimistische Alphons Woelfle bereits im September 1915:

Ein Tag gleicht dem andern zwischen unsnern vier Wänden, den kalten Mauern und den ewigen Drahtgittern. Sicher, wir sind hier fern von Tod, vom Grauen der Schlachtfelder [...]. Und wenn wir auch wissen, begreifen, daß draußen im Vaterlande große Schicksale sich abrollen, so fehlt doch diesem, unserm Nachempfinden, der reale Boden. Wir haben hier nicht das Bewußtsein einer unbedingten Zusammengehörigkeit, kennen nicht das erhabene Gefühl der Stärke und des Stolzes in den Augenblicken der Gefahr [...] Ja, fast jede kleine Zerstreuung fehlt uns.¹⁶⁸

Dieses Fehlen von Beschäftigung traf auch jene, die glücklich darüber waren, vom Kriegsdienst befreit zu werden und wurde auch von Frauen auf Männer projiziert. Hilda Schuon beispielsweise fokussierte sich auf die entmännlichten Internierten als sie über die ungewisse Zukunft ihrer Internierung nachdachte:

Und wir, über unser eigenes Geschick breiteten sich selbst noch die dichten Nebenschleier der Zukunft. Das Vaterland hart bedroht, während manch junge Kraft, manch edler Mannesmut, der hier gebunden lag, demselben so wertvolle Dienste [...] hätte leisten können. Tausend solcher Gedanken u. viele andere Möglichkeiten schwirrten auch mir durch das erregte Gehirn.¹⁶⁹

Hermann von Boetticher hatte ähnliche Gedanken, als er auf der Île Longe die Briefe von zuhause las: „Visionen reich bewegten, tätigen Lebens steigen vor mir auf und erniedrigen mich vor mir selbst.“¹⁷⁰ Auch Hugo Ringer schrieb Anfang Januar 1915: „Alle Tage sind identisch, monoton und langweilig. Und diese Monotonie, diese Abstumpfung des Geistes pflanzt sich in das Herz eines Jeden wie ein Alpträum.“¹⁷¹ Arbeit wurde als wichtiges Mittel gesehen, diese Gefühle zu vertreiben, auch wenn es Arbeit für die Internierungsbehörden war. So schrieb Hermann von Boetticher: „Nach der Arbeit im Steinbruch schmeckt das geringste Essen gut, und am Abend kommt der Schlaf wie eine Geliebte zum Leib in der Nacht.“¹⁷² Inaktivität und Langeweile waren konstante Erinnerungen an die eigene Sinnlosigkeit und mussten mit allen Mitteln bekämpft werden um nicht zu dem Phänomen zu werden, was Antriebslosigkeit und fehlende Handlungsmacht pathologisierte: Die Stacheldrahtkrankheit.¹⁷³ Hierbei ist es wichtig zu betonen, dass Stacheldrahtkrankheit sich hauptsächlich auf die männliche Wahrnehmung fokussierte, so

¹⁶⁸ Woelfle, *Claudio*, 51–52.

¹⁶⁹ Schuon, *Tagebuch*, 6.

¹⁷⁰ Boetticher, *Erlebnisse*, 139.

¹⁷¹ Ringer, *Boulevard*, pos. 542.

¹⁷² Boetticher, *Erlebnisse*, 105.

¹⁷³ Stibbe, *Internment*, 213.

wurden bei den ersten Tests 1917 nur Männer untersucht.¹⁷⁴ Dies kann natürlich einerseits an der vergleichbar geringen Zahl an weiblichen Internierten liegen oder an der zeitgenössischen Voreingenommenheit, doch tauchen Frauen im Kontext der Stacheldrahtkrankheit nicht auf.

Interessanterweise wird übermäßiger Alkoholkonsum in den Erfahrungsberichten von männlichen Lagern auf Korsika, Fort St. Michel und der Île Longe mehrfach thematisiert.¹⁷⁵ Gerade aufgrund seines Fehlens in den britischen Erfahrungsberichten ist dies interessant, war dort Tabakkonsum stärker im Fokus. Alkoholkonsum taucht beispielsweise in dem Bericht von Hermann von Boetticher auf, aber auch in der Lagerzeitung *Insel-Woche*, die ganz offen schrieb: „Der Alkoholkonsum ist umgekehrt proportional zu den Erfolgen der Russen in Galicien.“¹⁷⁶ Von Boetticher machte den Alkoholkonsum an einer bestimmten, emblematischen Person fest:

„Hannemann“ dagegen ist ein bacchantischer Knabe von neunzehn Jahren und lebt in größtmöglichstem Braus seine Gefangenzeit hin. [...] Nachdem er eines Nachts alle Trinkbrüder seines Kreises samt den blassen Bremern in Grund und Boden getrunken, unternimmt er einen Verbrüderungsfeldzug durch das Lager.¹⁷⁷

Auch Hugo Ringer von der Insel Korsika berichtete von Alkoholkonsum, wobei die Anstrengungen der französischen Behörden zur Unterbindung eher halbherzig erschienen:

Eine, für viele von uns eher unangenehme, Entwicklung war das Alkoholverbot einschließlich Wein und Bier. Wer trotzdem etwas davon bekommt, kann nur auf illegalen Wegen dorthin kommen. Schließlich reicht Apfelwein aus, um es als gutes Getränk zu sich zu nehmen.¹⁷⁸

Während die französischen Behörden also aktiv versuchten, Alkohol genauso zu verbieten wie in den besetzten Gebieten, können die genauen Gründe für einen erhöhten Konsum nicht nachgezeichnet werden.¹⁷⁹ Eine mögliche Erklärung dafür wäre eben die Langeweile. Dies sah Victor Auburtin so, als er schrieb: „Eine Gruppe von Intellektuellen, zu der ich mich hielt, trank sich morgens einen an und verblieb in diesem Zustand bis in die Nacht; und sicher war das die rationellste Art,

¹⁷⁴ Stibbe, *Internment*, 211.

¹⁷⁵ Felle, *Stacheldraht*, 22; „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 18. Juni 1915, 3; Auburtin, *Frankreich*, 118.

¹⁷⁶ „Lager-Chronik“, 18. Juni 1915, 3.

¹⁷⁷ Boetticher, *Erlebnisse*, 143.

¹⁷⁸ Ringer, *Boulevard*, pos. 1085.

¹⁷⁹ Connolly, *Occupation*, 156.

über die Jahre hinwegzukommen.“¹⁸⁰ Während dies eine Erklärung bietet, beantwortet sie nicht die Frage, warum in Frankreich ein gesteigerter Konsum herrschte und nicht in Großbritannien, wo Langeweile ebenfalls ein Thema war. Es ergibt nur dann Sinn, wenn man dieses Verhalten mit anderen Aspekten der Internierung verbindet. So bestanden in Frankreich weniger Optionen, die Langeweile durch Strukturen oder Organisationen zu bekämpfen. Ob nun aufgrund von Langeweile oder anderer Faktoren, Betrunkenheit war ein fester Teil der Internierungserfahrung. Betrachtet man die Male, in denen es sowohl in der inoffiziellen *Insel-Woche* von 1916 und der offiziell-zensierten Ausgabe ab 1917 auftaucht, war der Genuss exzessiv: „Bier wird genossen / Und Tage lang das neue Jahr begossen.“¹⁸¹ Während Alkoholkonsum eine Art war, die Zeit verstreichen zu lassen, half er nicht der mentalen Situation der Internierten. Krankheiten, Selbstmorde und Fluchtversuche blieben weiterhin präsent. All dieses schädigende Verhalten, welches potenziell von Langeweile begünstigt wurde, taucht nicht in den weiblichen Erfahrungsberichten auf. Das soll aber nicht heißen, dass Langeweile als Gefühl bei weiblichen Internierten nicht vorkam.

Beide Geschlechter erlebten relativ früh Langeweile, wie schon Hilda Schuon sich beschwerte: „bei solch monotoner Lebensweise an die man sich der Not gehorchend schließlich auch allmählich gewöhnen musste, verstrichen die Tage“.¹⁸² Doch trotzdem erfuhren Frauen nicht im gleichen Maße den Verlust identitätsstarker Aspekte wie es die Männer taten. Anna Vervier schrieb beispielsweise von der Notwendigkeit von „Handarbeiten, um der täglichen Langeweile zu entgehen“.¹⁸³ Arbeiten wie diese konnten noch immer zu den, als weiblich betrachteten Tätigkeiten gezählt werden und hatten somit eine andere Auswirkung auf die Geschlechteridentität während der Internierung. Wenn Langeweile als universelles Gefühl beide Geschlechter betraf, so manifestierte sie sich unterschiedlich je nach der Beziehung der Geschlechteridentität zur Langeweile und Internierung selbst. Frauen wiederum mussten andere Aspekte der Internierung bekämpfen, die ihre Geschlechteridentität bedrohten.

Wie zuvor beschrieben, wurden Frauen Unschuld und Scham als wichtige Aspekte ihres Geschlechtes zugeschrieben. Gerade die Unschuld wurde nun durch die Internierung und damit einhergehende Verdächtigung der Spionage angegriffen. Helene Schaarschmidt beispielsweise erwähnte die Reaktion einer Frau auf ihrem langen Weg in die Lager: „Im Laufe der Fahrt war eine Frau in unserem Zuge wahnsinnig geworden, wahrscheinlich von den Aufregungen der letzten

180 Auburtin, *Frankreich*, 118.

181 „Sporcke“, 3.

182 Schuon, *Tagebuch*, 7.

183 Vervier, *Périgueux*, 10.

Tage [...]. Der Bürgermeister der Stadt nahm sie selbst am Bahnhof mit in Empfang und beruhigte sie in ihren Aengsten und Versicherungen, sie sei wirklich keine Spionin.¹⁸⁴ Die Annahme schuldig zu sein, gepaart mit den Anstrengungen der Internierung selbst waren zu viel für die unbekannte Frau. Möglich ist auch, dass das Bild der unschuldig überforderten Dame gut genug ins Rollenbild passte um von Schaarschmidt in ihrer Geschichte inkludiert zu werden. In jedem Falle wurde Unschuld, auch im Kontext von Scham, vor der Internierung angegriffen. Fanny Hoeßl sprach beispielsweise über das Unbehagen, welches sie durch die rein männlichen Wachen empfand und unterstellte ihnen niedere Motivationen, welche angeblich nur von den deutschen Männern verhindert werden konnten:

Immer wieder verstekken sich die rohen Burschen in den Strohsäcken der Mädchen, unsere Männer müssen scharf aufpassen. [...] Meine junge Frau bekommt Krämpfe und muss zum Abort. Doch der Soldat lässt sie trotz alles Bittens nicht durch, da, sie kann sich nicht helfen, sie kauert sich vor ihm nieder, kommt voll Scham zurück und schluchzt nun die ganze Nacht.¹⁸⁵

Hier wurden also Männer einerseits als aktive Retter gesehen, waren sie auf der Seite der internierten Frauen und andererseits als Gefahr und Grund für Scham, waren sie Wachen. Hoeßls Bericht muss generell kritisch betrachtet werden, beschrieb sie sich doch selbst immer wieder in einem sehr positiven Licht, gerade auch was die beschriebenen Handlungen der Wachen betrifft:

Ich habe große Angst, die ständigen Aufregungen möchten eine Niederkunft beschleunigen. [...] Ich frage nicht viel und lasse von nun an den jungen Ehemann in unserm Zimmer schlafen, bis sie später ins Spital kommt. Auch schreibe ich an irgend eine Bekannte einen Brief, in welchem ich unsere nächtlichen Qualen sehr anschaulich schildere, so anschaulich, daß der Präfekt, der meinen Brief gelesen hat, das grausame Verbot [nachts zum Abort zu gehen] aufhebt, aber immer noch begleitete ein Soldat bis dicht an die Türe des Abortes und machte seine Witze dabei. Sie sind gleich frech bei jungen Mädchen und älteren Damen.¹⁸⁶

Wie stark nun die Misshandlung durch Männer wirklich war, lässt sich nicht sagen. Doch trotzdem wurde das weibliche Rollenbild der Unschuld genutzt, um die schlechte Behandlung anzuprangern und für größere Sympathie zu sorgen, sah man sich als besonders schutzbedürftig. Wie diese Rollenbilder, gerade im Kontext von Scham und Unschuld, verwendet wurden, zeigt, dass zeitgenössische Aspekte der Geschlechterrollen die Erfahrung von Internierung beeinflussten. Wichtige oder bestätigende Aspekte der Geschlechteridentität wurden durch die Internie-

¹⁸⁴ Schaarschmidt, *Erlebnisse*, 29.

¹⁸⁵ Hoeßl, *Gefangene*, 16.

¹⁸⁶ Hoeßl, *Gefangene*, 16.

rung unterschiedlich angegriffen. Bei Männern war es die Notwendigkeit der eigenen männlichen Aktivität und bei Frauen die Unschuld. Beide Probleme mussten bekämpft werden. Welcher Aspekt beide Geschlechter gleichermaßen betraf und auch schon in Hoefl's Zitat anklingt, war die Sexualität. Diese hörte natürlich mit der Internierung nicht auf.

Allerdings wurde Sexualität, ebenso wie nonkonforme Geschlechterrollen, ebenfalls nicht als konform mit der Logik der Internierung wahrgenommen. Hugo Ringer beispielsweise berichtete von den Anstrengungen der Administration, diese Erfahrung zu unterbinden:

Um Ordnung und gute Sitten aufrechtzuerhalten, ist es [das Lager] heute in drei Teile geteilt, die durch etwa fünfzig Zentimeter hohe Barrieren getrennt sind. In einem sind die Männer, im anderen die jungen Mädchen und im dritten die Paare. Die ersten beiden Abschnitte sind sogar durch eine doppelte Barriere voneinander getrennt, in deren Mitte ein Wachposten zirkuliert.¹⁸⁷

Klarerweise sollte Sexualität außerhalb der Ehe nicht stattfinden. Paaren war es, wie auch in Hoefl's Geschichte weiterhin erlaubt zusammenzuleben. Außerhalb der gesellschaftlich genehmten Beziehungen konnten, laut Dora Coith, strikte Maßnahmen ergriffen werden, sobald die gute Moral in Gefahr gesehen wurde:

Bald öffnete sich die Tür [...] und herein trat mit erhobenem Revolver der Sergeant, gefolgt von drei gefangenen Männern, die die Köpfe hängen ließen, und einigen Soldaten mit Bajonetts, die die drei Männer scharf im Auge behielten. Nun fragte der Sergeant, wo die Mädchen seien, die sich mit diesen Männern zu einem Stelldichein verabredet hätten.¹⁸⁸

Kontakte zwischen unverheirateten Internierten unterschiedlichen Geschlechts waren also verboten und die französische Verwaltung tat ihr Bestes um diese zu unterbinden, wie auch andere Berichte zeigen.¹⁸⁹ Was durch Coiths Erfahrung deutlich wird, ist die Tatsache, dass diese Kontakte trotzdem stattfanden. Auch Ringer betrachtete diese Maßnahmen eher spöttisch, da gerade abends Männer und Frauen zusammen kamen: „Und dann, sehr spät am Abend oder in der Nacht, wenn das Wetter gut ist, sehen wir in jeder dunklen Ecke verliebte Paare sich versammeln.“¹⁹⁰ Edward Cummings, ebenfalls in Frankreich interniert, berichtete Ähnliches. Der britische Poet war nicht gerade jemand, den man in französischer Internierung erwarten würde. Er hatte als Krankenwagenfahrer gearbeitet, wurde

¹⁸⁷ Ringer, *Boulevard*, pos. 425.

¹⁸⁸ Coith, *Kriegsgefangen*, 39.

¹⁸⁹ Ringer, *Boulevard*, pos. 442.

¹⁹⁰ Edward Cummings, *The Enormous Room* (Liveright: New York, 1970), 77; Hoefl, *Gefangene*, 15.

aber wegen seiner Antikriegshaltung als Spion verdächtigt und interniert. Über die Geschlechter schrieb er: „Eine Trennung der Geschlechter wurde durchgesetzt, aber nicht, es ist wahr, mit Erfolg.“¹⁹¹

Nun ist wichtig zu berücksichtigen, dass heterosexuelle Beziehungen in rein männlichen Internierungslagern zwar nicht möglich waren, andere Beziehungen allerdings schon. Farcy schreibt von diesen Beziehungen.¹⁹² Es wurde angenommen, dass dies im Rahmen der zeitgenössisch heteronormativen Erfahrungswelt nicht stattfand. Wurde darüber berichtet, wurden homosexuelle Beziehungen aber auch immer wieder in die heteronormative Denkweise eingehetgt.¹⁹³ Praktisch kein Erfahrungsbericht deutscher Staatsbürger spricht von homosexuellen Beziehungen, die klarste Stellungnahme dazu findet sich im Erfahrungsbericht des ungarischen Aladar Kuncz. Er schrieb: „Zu Beginn wurden die ‚Frauen‘ nur von den Männern unterschieden, indem sie ein Taschentuch trugen, das um ihre Arme gebunden war. Doch die Tanzschule zog schrittweise die Gefangenen an, die notorisch miteinander zusammenlebten.“¹⁹⁴ Trotz des negativen Blicks der Mehrheitsgesellschaft auf Homosexualität war diese physisch präsent und sichtbar. So schrieb auch eine 1933 veröffentlichte Studie der *Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener* über männliche Darsteller von Frauenrollen:

es handelt sich hier nicht einfach um eine besondere Konjunktur für die Homosexualität. Zwar scheint im Gefangenlager die Komponente im Seelenleben des Mannes, die sich dem Manne zuwendet, gestärkt worden zu sein, aber die Epidemien, in denen die Homosexualität gewöhnlich über die Lager hereinbrach, war nur kurz.¹⁹⁵

Das Veröffentlichungsdatum führt dazu, dass dieser Text als problematisch betrachtet werden muss. Doch sticht hervor, dass, trotz deren Pathologisierung und Herunterspielen, Homosexualität als präsent akzeptiert wurde. Auch zeigt das Wort „gewöhnlich“ hier eindeutig, dass es sich nicht um Einzelfälle handelte, sondern dass Homosexualität deutlich präsent war, wenn auch in einem feindseligen Umfeld. Doch wie beide Texte implizieren und der Kunczs Bericht deutlich macht, wurde Homosexualität als heterosexuelle Divergenz wahrgenommen und setzte mindestens einen Teil dieser Beziehungen in die weibliche Rolle. Auch bei Bezie-

¹⁹¹ Cummings, *Room*, 77.

¹⁹² Farcy, *Camps*, 281–283.

¹⁹³ Heyam gibt ein theoretisches Grundgerüst bezüglich Homosexualität, Transgeschlechtlichkeit und Genderinversion hier: Heyam, „Gender“, 332.

¹⁹⁴ Aladar Kuncz, *The Black Monastery*, übersetzt von Ralph Murray (New York: Harcourt, Brace and Company, 1934), 289.

¹⁹⁵ Herman Pörzgen, *Theater ohne Frau. Das Bühnenleben der Kriegsgefangenen Deutschen 1914–1920* (Königsberg: Ost-Europa-Verlag, 1933), 79.

hungen die sexuell nicht auf Frauen angewiesen waren, waren für einige trotzdem beide Geschlechter präsent. Konfrontiert mit Homosexualität und Identitäten, die binäre Geschlechterrollen in Frage stellten, fühlten sich einige Internierte genötigt, diese in ihr Verständnis von Geschlechterrollen einzuordnen. Geschlecht, vor allem beide zusammen, beeinflussten daher klar die Internierungserfahrung, ob nun durch Geschlechteridentitäten, Sexualität oder die imaginierte Präsenz des anderen Geschlechts.

4.5 Das Verlassen der Internierung

Anders als die Männer wurden die meisten internierten Frauen in Frankreich bis 1915 repatriiert. Einige Berichte legen allerdings auch nahe, dass es Frauen gab, die Lager wechselten um mit ihrer Familie vereint zu sein oder freiwillig zurückblieben um mit ihren Männern vereint zu bleiben. 1918 beispielsweise waren noch immer 86 Personen, also 10 Prozent der Internierten in Garaison, Frauen.¹⁹⁶ Tragischerweise konnte kein Erfahrungsbericht einer solchen Frau gefunden werden und anscheinend wurde auch keiner in der Nachkriegszeit veröffentlicht.¹⁹⁷ Familie war ein wichtiger Grund zu bleiben, ähnlich wie Familie auch ein wichtiger Grund für Heimweh war. So schrieb beispielsweise die *Insel-Woche* im April 1918 in einem gleichnamigen Artikel: „Zweifellos ist das Familiengefühl ein erheblicher Bestandteil des Heimwehs, denn die familiären Bande sind seit jeher triebhaft mächtig“.¹⁹⁸ Familie, wenn die Beziehung intakt war, war also ein Pull-Faktor für die Internierten in ihren Bestrebungen nach Freiheit. Dieser Pull-Faktor war damit nicht zwingend Deutschland sondern eher dort, wo die Familie ansässig war. Umgekehrt hatten auch jene, die Familie in Lagern zurückließen, gemischte Gefühle. Während Gertrud Körner zwar erwähnt, dass man sich von den Frauen verabschiedete, die zurückblieben, überlegte Helene Schaarfsschmidt, welche Gründe diese Entscheidung hatte: „auch einige Frauen blieben noch in Garaison, da sie ihre Männer nicht verlassen wollten und auch gewiß wenig Verwandte in Deutschland hatten“.¹⁹⁹ In diesem Fall sorgte der Pull-Faktor, den Familie ausmachte, sogar dafür, im Lager zu verbleiben. Hilda Schuon argumentierte ähnlich: „Leider ließen sich deshalb einige Mädchen und Frauen, welche keine Angehörigen und nahen Verwandten in Deutschland hatten, überreden, zurückzubleiben“.

¹⁹⁶ Ferrer, „Femmes“, 156.

¹⁹⁷ Schramm und Bockwitz, *Mitteilungen*, 33–39.

¹⁹⁸ „Heimweh“, 1.

¹⁹⁹ Schaarfsschmidt, *Erlebnisse*, 52.

trotzdem wir sie absolut mitnehmen wollten.“²⁰⁰ Für Anna Vervier konnten auch Kinder mit französischer Staatsbürgerschaft oder monetäre Probleme als Grund für ein Zurückbleiben gesehen werden: „Nur einzelne blieben zurück; solche, die eben, wie vorher erwähnt, kein Heim hatten und andere, welche Kinder hatten, die in Frankreich geboren waren.“²⁰¹ Nach ihrer Erzählung blieben auch jene Frauen zurück, die aus dem Elsass evakuiert wurden und nicht zurück durften, eine der wenigen positiven Erwähnungen über diese Gruppe: „Auch Elsässerinnen, welche weinend uns abziehen sahen, wurden sicher aus sehr begreiflichen, politischen Gründen zurückgehalten.“²⁰²

Je nach persönlichen Beziehungen oder Positionen, gab es für die Frauen also verschiedene Gründe weiterhin freiwillig interniert zu bleiben. Der einzige Bericht, der direkt von solch einer Trennungserfahrung schrieb, war der der Österreicherin Helene Fürnkranz. Als Kapitän ihrer Gruppe war sie in der Lage gewesen, sich selbst für einen Austausch vorzuschlagen. Die Konsequenzen, ihren Mann und Großvater zurückzulassen, ließen sie jedoch nicht los: „Habe ich richtig gehandelt? Willi und Wilson müssen aus unserem netten Familienzimmer heraus und in einem großen Dortoir schlafen; die Küche wird ihnen genommen, denn nur Ehepaare dürfen eine Hütte haben.“²⁰³ Die Freiheit konnte also, wenn ein männlicher Angehöriger zurückblieb, auch als teuer erkauft wahrgenommen werden. Zwar ließen auch andere Frauen ihre Männer zurück, erwähnten dies aber trotz ihrer starken Rolle als Mutter nicht, wie beispielsweise Gertrud Köbner oder Stephanie. Es ist anzunehmen, dass die Gründe zurückzubleiben vielfältig waren und dass schwächere Beziehungen ins Ausland, unter anderem Deutschland, auch die Dringlichkeit der Freiheit abschwächten. So erwähnte Anna Vervier, dass für einige die Sicherheit und die Lebensqualität der Internierung erstrebenswerter waren als Armut in Freiheit. Dies sollte noch einmal in Erinnerung rufen, dass die meisten Berichte von Menschen in einigermaßen gesicherten Verhältnissen geschrieben und veröffentlicht wurden. Ihre Lage war eine andere als die derjenigen, die bereits vor dem Krieg in schwierigen Verhältnissen gelebt hatten. Trotz des Einflusses von Geschlechterrollen auf Aspekte wie Familie, wollten die meisten Frauen allerdings genau wie die Männer lieber in die Freiheit; auch wenn es für einige bedeutete, ihre Männer zurückzulassen.

War diese Freiheit einmal sicher und die Entscheidung dazu gefällt, folgte meist die Beschreibung einer langen Reise. Dies geschah meist mit der Eisenbahn, welche der Grenze entgegenfuhr. Das vorherrschende Gefühl, welches in den

²⁰⁰ Schuon, *Tagebuch*, 13.

²⁰¹ Vervier, *Périgueux*, 11.

²⁰² Vervier, *Périgueux*, 11.

²⁰³ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 80.

meisten Beschreibungen auftauchte, war das der Erleichterung. So könnte der Erfahrungsbericht von Dora Coith dies zeigen, aber auch der von Gertrud Köbner, von Helene Schaarfschmidt, Anna Vervier, Hilda Schuon, ja sogar der von Ly van Brackel.²⁰⁴ Die Behandlung in der Schweiz oder Deutschland wurde immer wieder mit der in Frankreich verglichen und als absolut gegensätzlich beschrieben. Die Internierungserfahrung war eine furchtbare Abweichung von der Normalität gewesen, die nur dann ertragbar war, als deutlich wurde, dass diese Normalität auch fortgesetzt würde: „Man hilft uns beim Aussteigen aus den Waggons, man trägt unser Gepäck, mit einem Wort, man behandelt uns wie normale Menschen auf normalen Reisen.“²⁰⁵ Im Vergleich zu den Beschreibungen der Männer bestand also kein Unterschied, was die Freude der Rückkehr anbelangte.

Außerhalb der großangelegten Repatriierungen von Frauen, Kindern und Alten gegen Ende des Jahres 1914 boten sich auch für die Männer noch weitere Möglichkeiten an, die Lager zu verlassen. Eine Repatriierung nach Deutschland war allerdings nur den eben genannten Gruppen erlaubt. Männer konnten nur nach Deutschland zurückgebracht werden, wenn sie an schweren Krankheiten litten, wie es beispielsweise Paul Gowa tat. Seiner Meinung nach, war es allerdings 1915 eher eine Ausnahme: „Nach mehr als achtmonatiger Gefangenschaft haben die Franzosen mich eines Lungenleidens wegen endlich im vorigen Monat laufen lassen und meines Wissens und nach Aussage der Uebernahmestelle in Singen bin ich der erste Zivilgefangene in militärflichtigem Alter, der aus Frankreich zurückgekehrt ist.“²⁰⁶ Weniger kranke Internierte würden eher in die Schweiz verbracht, wo sie den Rest des Krieges abwarteten. Dies führte dazu, dass, ähnlich wie in Großbritannien, die Zahl der Kranken stieg, sobald sich ein Austauschabkommen abzeichnete. Victor Auburtin verknüpfte dieses Phänomen mit einer Begründung für Alkoholkonsum:

Wie schön, so denke ich nach der zweiten Flasche Wein, wie schön wäre es nun gar, man könnte es machen wie unsere Eidechsen hier, die den bösen Winter zusammengeringelt verschlafen und erst herausgeschwänzelt kommen, wenn die Sonne wieder scheint. [...] Da dieses schwierig ist, bleibt nur ein Weg zur Freiheit: krank werden.²⁰⁷

Krankheit wurde in diesem Sinne also nicht immer als etwas Negatives angesehen, verhalf sie doch in gewissen Fällen zur Freiheit. Daran änderten auch die unterschiedlichen Internierungsbedingungen in Frankreich und Großbritannien nichts.

²⁰⁴ Köbner, *Kriegsgefangen*, 213; Schaarfschmidt, *Erlebnisse*, 54; Vervier, *Périgueux*, 11–12; Schuon, *Tagebuch*, 13–14; van Brackel, *Zuchthäuslerin* 138–139.

²⁰⁵ Köbner, *Kriegsgefangen*, 212.

²⁰⁶ Gowa, *Gefangenschaft*, 1.

²⁰⁷ Auburtin, *Frankreich*, 132–133.

Jene, die nicht Teil eines Austauschs oder einer Repatriierung waren, versuchten auf anderem Wege die Freiheit zu erlangen. Das Fehlen an Normalität, verbunden mit der persönlichen Anschauung ungerechtfertigt gefangen zu sein, beeinflusste einen wichtigen Weg, das Lager zu verlassen: Flucht. Während das vorangegangene Kapitel gezeigt hat, dass Fluchtversuche in Großbritannien eher selten waren, scheinen Fluchtversuche in Frankreich häufiger vorgekommen zu sein trotz schwerster Strafen. Farcy argumentierte hierzu: „Wenn die Internierung als eine Ungerechtigkeit wahrgenommen wird, besteht keine Notwendigkeit nach Gründen zu suchen, die zur Flucht aus den Konzentrationslagern führten.“²⁰⁸ In diesem Kontext kam der Begriff „durchgebrannt“ auf, der nicht nur stellvertretend für die Flucht stand, sondern auch darauf hindeutete, dass einige es eher als das Ärgern der Wachen verstanden.²⁰⁹ So zeigte eine private Postkarte aus dem Lager Garaison, wie glückliche Internierte hinter den Rücken der Wachen über die Zäune stiegen.²¹⁰ Die Österreicherin Fürnkranz erzählte von einem Brief, den sie in Freiheit erhalten hatte, in dem es über Flucht hieß:

Nach einiger Zeit kamen 16 Männer wegen Fluchtverdacht auf die Insel St. Croix (Morbihan). Diese 16 wurden nach dem Appell ins Gefängnis und morgens direkt vorgeführt. Ihre Kameraden brachten ihnen ihre Sachen pêle-mêle auf einem Wagen ins Gefängnis. Rosza, der Schneider brannte eines Nachts durch. Die Pyrenäen schienen ihm aber dann zu hoch und er ging links ab, 270 Kilometer nach der Schweiz. Gebrochen und ohne Geld stellte er sich schließlich einem Polizeikomissär [sic] und wurde zurück gebracht. Nun mußte er Steine klopfen und kam mit den 16 andern nach St. Croix. Schmenger, der kleine Schuhmacher, und Schädler sollten auch dorthin kommen, waren aber zufällig schon zwei Tage vorher durchgegangen.²¹¹

Bei den genannten Männern handelte es sich nach Angaben des Roten Kreuzes zwar hauptsächlich um Staatsbürger Österreich-Ungarns, doch gibt die Menge an Fluchtversuchen Aufschluss darüber, wie häufig diese waren.²¹² Und sie waren nicht nur auf diese Staatsangehörigkeit beschränkt, soll doch auch Gertrud Köbners Mann laut Unterlagen versucht haben zu flüchten.²¹³ Wie die Männer aus Fürnkranzs Brief es andeuten, waren auch in Frankreich die meisten Fluchtversuche erfolglos. Das Argument steht im Raum, dass generell offenere Lager wie in Garaison solche Versuche ermöglichten. Betrachtet man allerdings die Fluchtver-

²⁰⁸ Farcy, *Camps*, 295.

²⁰⁹ „Enigmes' singularité“, in Leroy-Castillo und Guinle-Lorinet (Hg.), *Être prisonnier civil au camp de Garaison (Hautes-Pyrénées) 1914–1919* (Hautes-Pyrénées: Cairn, 2018), 225.

²¹⁰ „Enigmes' singularités“, 225.

²¹¹ Fürnkranz, *Kriegsgefangenschaft*, 81–82.

²¹² „Indexkarten Zivilinternierter“, CRC Archives [ACICR C G1].

²¹³ Leclerc, „Diaries“, 644.

suche auf der Île Longue, ist sogar das Argument der Insel als besserer Verwahrungsort eher hinfällig.²¹⁴ Es scheint eher so, als ließe sich Farcys Argument für Großbritannien umdrehen: Mit weniger Feindseligkeit, weniger kulturellem Hass und mehr Möglichkeiten, auch Normalität aufzubauen, sank die Motivation zu fliehen. Die höhere Anzahl an Fluchtversuchen soll hier aber auch nicht heißen, dass Flucht in allen Lagern weit verbreitet war. So behauptete Viktor Auburtin, dass keine einzige Person auf Korsika versucht habe zu fliehen.²¹⁵ Dies könnte auch noch einmal das Argument für Großbritannien bestärken, war doch gerade Korsika dafür bekannt, dass die Bevölkerung den Internierten eher wohlwollend gesinnt war.²¹⁶ Was auch auffällt, ist die Tatsache, dass, mit Ausnahme von Ly van Brackel, alle genannten Flüchtlinge Männer waren. Dies deutet auf den Einfluss von Geschlechterrollen hin, würde aber eine intensivere Forschung voraussetzen, die dieses Kapitel nicht leisten kann.

Wer wiederum die Internierung verlassen konnte, sei es durch legale oder illegale Mittel, der ließ sie nicht immer ganz hinter sich. Internierte wie Hermann von Boetticher oder Stephanie S. erwarteten bereits während oder kurz nach ihrer Internierung, dass diese sie noch lange physisch oder psychisch verfolgen würde. So schrieb Boetticher: „Die Gefangenschaft ist auf dem Punkt der äußersten Gleichgültigkeiten und inneren Zerstörungen angelangt. Lustige Zufälle und derbe Begebenheiten ziehen sich, die Schäden verbindend, hindurch.“²¹⁷ Stephanie S. erwartete kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland, dass dieses Gefühl sie nicht verlassen würde: „Mein Glaube an Gott gebietet mir zu verzeihen: Ich verzeihe, aber ich werde niemals vergessen, was ich erduldet habe. Es bleibt eine große Verbitterung übrig, die niemals verschwinden wird.“²¹⁸ Für andere war dieses Gefühl von Bitterkeit etwas, was aktiv bekämpft werden musste. So schrieb Gertrud Köbner 1915 nach Ende ihrer Internierungserfahrung:

Und doch schweifen meine Gedanken jetzt, wo mich der Zug nach meinem Geburtsort Berlin zurückführt, wehmütig zu meiner zweiten Heimat Frankreich und zu meinem dort zurückgebliebenen Mann zurück. Leise, leise spinnt mein Geist Fäden um Fäden, die das Land der Deutschen mit denen der Franzosen verbindet.²¹⁹

²¹⁴ „Lager-Chronik“, *Insel-Woche*, 15. August 1915, 4.

²¹⁵ Auburtin, *Frankreich*, 114–115.

²¹⁶ Giuseppi, „Corse“, 107.

²¹⁷ Boetticher, *Erlebnisse*, 141.

²¹⁸ Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer (Hg.), *Schicksale einer Verschleppten in Frankreich. Von ihr selbst erzählt* (Straßburg: Straßburger Druckerei, 1915), 47.

²¹⁹ Köbner, *Kriegsgefangen*, 214.

Dieses Gefühl wurde auch von denen geteilt, die Frankreich 1914 erfolgreich verlassen hatten, wie der Maler Friedrich Ahlers-Hestermann 1918 nostalgisch schwärmend über das Café Du Dôme in einem Artikel schrieb: „Viele aber können es sich nicht denken, dass es aus sein soll mit diesem Stück Welt, wo es keine Unterschiede der Nation, keine Politik, kein Vaterland gegeben hat, diesem unersetzblichen Stück Heimat der heimatlosen Europäer.“²²⁰ Was die Nostalgie hier impliziert ist, dass dieser Ort nach 1914 schon nicht mehr existierte. Die französische Regierung hatte dafür gesorgt, alle einzusperren oder zu repatriieren, die als deutsche Staatsbürger oder generell Feindstaatenangehörige eine Gefahr für die Kriegsanstrengungen darstellten. Mit solch einer Handlung bestätigte sie das, was bereits 40 Jahre lang mehr oder weniger unterschwellig in der deutschen *Community* in Frankreich erfahren worden war.

Geht es um die Durchlässigkeit von nationaler Identität in einem migratorischen oder generell interkulturellen Kontext, so war das Wenige, was vor dem Krieg existiert hatte, verhärtet, sobald der Krieg begonnen hatte. Deutsche Staatsbürger, die sich über solche Gegenpole erhaben gefühlt hatten, sahen sich nun mit als ethnisch geschlossen wahrgenommenen Gruppen konfrontiert, genauso wie andere „ethnisch“ Deutsche. Sie kämpften nicht zwingend mit diesem Wandel, war der undurchlässige Diskurs doch bereits bekannt. Die Tatsache, dass sich die Identitäten nicht nur schneller verhärteten sondern auch schneller zu Gewalt führten als in Großbritannien zeigt, dass diese Annahme nicht falsch war. Internierungserfahrungen, auch wenn sie sehr divers waren, beinhalteten immer noch schlechtere Lebensumstände und eine deutlich spürbarere Gewalt und Gewaltbereitschaft. Doch wie in Großbritannien errichteten die Internierten dort, wo sie es konnten, soziale Strukturen und sogar Zäune um sich einen Teil der Normalität zurückzuholen. Dies konnte sozialen Zusammenhalt aber auch soziale Trennungen bestärken. Trennungen, aber auch verhärtete Identitätswahrnehmungen wurden ebenfalls durch die elsässischen Internierten deutlich. Sie mussten sich für eine Seite entscheiden. Durch die Analyse der weiblichen Internierten wurde klar, dass auch weitere Identitätsaspekte die Erfahrung von Internierung beeinflussten wie nationale Identität, Klasse, oder Ethnie. Ebenso wurde hier sichtbar, wie unterschiedlich und doch gleichbleibend der Angriff auf die Geschlechteridentität durch die Internierung wahrgenommen wurde. Andere Aspekte der Identität von Internierten gleich welcher Sexualität oder welchen Geschlechts waren ebenso bedroht. Auch hier fanden die Internierten Mittel und Wege, mit diesen Problemen umzugehen und sich Handlungsmacht zurückzuholen. Doch die Internierungslager wollten sie fast alle verlassen und bei einer gewaltbereiteren und schlechter

220 Ahlers-Hesterman, „Künstlerkreis“, 402.

organisierten Lagerkultur ist es nicht verwunderlich, dass deutsche Staatsbürger in Frankreich häufiger versuchten zu fliehen als es die in Großbritannien taten. Da alle deutschen Staatsbürger interniert waren, blieben nur jene dauerhaft frei, die eine andere Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Doch mit der Verhärtung von nationaler Identität und einem undurchlässigeren Nexus, fanden sich auch diese in einem Umfeld wieder, welches ihre Identität mehr und mehr in Frage stellte.